

edfc



JASCH

FRÜHSTÜCK IN BANJA LUCA

Phantastische Erzählungen
Herausgegeben von Michael Haitel
Fantasia 546e



Fantasia 546e

Herausgegeben von Michael Haitel.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B • D-94032 Passau
edfc@edfc.de • www.edfc.de
Konto 139 79-856, Postbank Nürnberg
BLZ 760 100 85
IBAN: DE56 7601 0085 0013 9798 56
BIC: PBNKDEFF

Titelbild: Josef Schwab

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2015 by Authors – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2015-09

FRÜHSTÜCK IN BANJA LUCA

Phantastische Erzählungen
Herausgegeben von Michael Haitel
Fantasia 546e



edfc

FRÜHSTÜCK IN BANJA LUCA

Bart J. G. Bruijnen

*Was mach ich jetzt von acht bis zehn?
Um zehn dann kommt ein toller Film
Ein Film mit dem Dustin Hoffman
Und danach kommt der LateNiteShow
Und dann nehm ich mir die nächste Flasche
Bis am Gipfel erledige ich mich heut
Und morgen essen wir wieder Rotfleisch*

*Sie räuspert sich und wird konkret
Lebt innerhalb eines Zentimeters
Und morgen dann kommt der große Zauber
Gewürfelt, entkernt und fein gehackt
Denn morgen werden wir wieder sauber
Und morgen früh essen wir wieder Rotfleisch
Aber was muß ich nun von acht bis zehn?*

*Sie dreht mit transparenten Willen
Ihre Augen grau von den blauen Pillen
Meine Aussicht hier die ist so gut
Sie flüstert das sie es nie so tut
Und morgen essen wir wieder Rotfleisch
Aber was soll ich jetzt von acht bis zehn?
Erst morgen früh essen wir Rotfleisch*

*Sie hält keine Kerze aufs Leben
Exogen siegt über endogen
Und morgen früh essen wir Rotfleisch
Aber was mach ich jetzt von acht bis zehn?*

ANDERE WELTEN

Jens-Philippe Gründler

An diesem heißen Augusttag bin ich in mein Kinderzimmer heimgekehrt. Die alte Villa meiner Eltern ist längst verfallen, Efeugewächse wuchern auf den brüchigen, roten Backsteinen, die einst weiß gestrichen waren. Im Keller steht das Grundwasser kniehoch, die ehemalige Sauna besteht nur noch aus vermodernden Holzbrettern und der Ofen ist verrostet. Ratten huschen durch den quadratischen Raum, in dem unsere Familie vor langer Zeit ihre Lebensmittel lagerte. Moosige Ranken klettern an den Marmorwänden des Swimmingpools herauf und herab, die Sonnenbank wurde abmontiert und gestohlen. In dem Weidenkörbchen, wo einmal Badekappen, Schwimmbrillen und Taucherflossen auf ihren Einsatz warteten, finde ich heute noch eine löchrige Nivea-Dose, aus der meine

Mutter früher ihre tägliche Dosis Creme fingerte. Zerbrochen sind die Fliesen im Schwimmbad und eine grünliche Flüssigkeit mit die Sonne reflektierenden Heizölsprengeln taucht den Boden des Bassins in ein dunkles Licht.

Unsere Villa gehört nun den Ratten, den spielenden Kindern und den Obdachlosen. Graffiti überziehen die Mauern, geheimnisvolle Zeichen springen mir ins Auge. Ein geometrisches Dreieckssymbol mit dem Auge des allwissenden Gottes wurde von einem Besucher auf die zerfallene Toreinfahrt gesprüht, ägyptisch anmutende Hieroglyphen tanzen auf den gemauerten Pfeilern. Und ich weiß, dass ich hier nicht mehr willkommen bin. Es ist nur ein Besuch, denke ich und erkunde den nach Urin stinkenden Raum, der uns vor Jahren als Wohnzimmer diente. Da hängen noch die Geweih, Jagdtrophäen meines Vaters, und auch der gigantische Fernseher steht noch im Eichenschrank. Seine Mattscheibe ist zerbrochen und ich lasse mich kurz auf dem von Motten zerfressenen Sessel nieder, wo mein Jägervater die Lokalnachrichten schaute, wenn er von einem Beutezug

heimkehrte und meine Mutter in der Küche Hasen- oder Fasanenfleisch zubereitete. In der splittrigen Mattscheibe des kaputten Fernsehgeräts spiegelt sich mein fahles Gesicht, die hohen Wangenknochen und die hohlen Wangen zeugen davon, dass ich lange keine vernünftige Nahrung zu mir genommen habe.

Im Bücherregal fanden sich damals nationalsozialistische Schriften und eine staubige Ausgabe von Hitlers Bestseller fällt mir in die Hände. Glücklichweise entgleitet mir die fatale Schrift und löst sich, indem das Buch auf den Boden gleitet, in Papierdunst auf. Da liegt „Mein Kampf“, endgültig zerstört von mir und meinen ungeschickten Bewegungen. Ich zittere, obwohl es alles andere als kalt ist, mein Körper spielt nicht mehr mit, die Neuronen sind angegriffen und ich zucke in konvulsivischen Anfällen. Dies war mein Schicksal, denke ich, ständig musste ich mich bewegen, stets krampften meine Finger und auch die Zehen. Nein, ich litt nicht an Spastiken, es handelte sich eher um unkontrollierbare Muskelkrämpfe. Lange Zeit waren die Zuckungen verschwunden, hatte ich doch ein neues Medi-

kament bekommen, doch hier und heute, in meinem Kinderzimmer, treten sie wieder in Erscheinung.

Genau erinnere ich mich noch daran, als sie zum ersten Mal auftauchten. Mein Freund Haddon hatte mir eine knallrote Pille in die Hand gedrückt und gesagt, dass es kein Zurück mehr gäbe, wenn ich die Tabelle erst einmal heruntergespült hätte. Entschlossen griff ich an jenem schicksalhaften Tag nach meiner Coladose und schluckte die fingerkuppengroße Kapsel. Zu jener Zeit beschäftigten mein Freund Haddon und ich uns mit Mystik. Wir hatten alle mittelalterlichen Schriften gelesen, Meister Eckhard, Hildegard von Bingen und Theresa von Avila, und waren auf der Suche nach dem Einen, das, so glaubten wir, hinter der vielgestaltigen Welt der Sinneswahrnehmungen verborgen war.

Die Lektüre allein reichte uns nicht. Wir experimentierten mit bewusstseinsverändernden Mittelchen und übertrieben es mit der Askese. Ohne Essen und Schlaf, vermuteten wir, würden wir dem göttlichen Einen nahekommen können. So verbrachten wir Tage in meinem Kinderzimmer, rezi-

tierten die Verse des Sufi-Mystikers Rumi und spülten die Nahrung, die uns meine Mutter brachte, im Klo herunter. Wir griffen sogar zu dornigen Peitschen, um uns zu geißeln. Doch den von uns herbeigesehnten heiligen Moment des stetigen Jetzt, von dem die Mystiker sprachen, erreichten wir trotz aller Bemühungen nicht.

Eines Tages kam mein Freund dann mit der roten Pille um die Ecke. Er erzählte, dass er sie von einem Weltkriegsveteranen erhalten habe, der seinerzeit im Himalaya Forschungen für die Nazis betrieben hatte. Meinem Freund zufolge hatte der greise Wissenschaftler davon gesprochen, dass er in Tibet die schamanische Medizin geschenkt bekommen habe, von einem einäugigen Orakel. Im Laufe seines Lebens habe der alte Mann immer mal wieder von dem Gift gekostet, das die Wirkung von LSD und psychoaktiven Pilzen in den Schatten stelle. Wie der Schriftsteller Ernst Jünger habe der Forscher auf meinen Freund gewirkt, erzählte mir dieser.

Mit heiligem Ernst habe er in Lhasa nach dem Zugang zum geheimen Reich Shambala gesucht, berichtete mein Freund Had-

don. Seine unheiligen Auftraggeber hatten vermutet, dass sich in den Bergen ein Portal befände, wo esoterisch Gesinnte eine neue Heimstatt finden könnten. Im Inneren der Erde existiere eine versteckte Welt, eine Art Walhalla, die man erst dann erforschen könne, wenn man die notwendige geistige Reife errungen habe, hatte der dem Buddhismus anhängende Greis meinem Freund Haddon erklärt. Die beiden Wahrheitssucher hatten sich schnell angefreundet und auch ich bekam, nachdem ich eingeweiht worden war, große Lust darauf, den uralten Weisen kennenzulernen. Leider verstarb der metaphysische Söldner an jenem Tag, an dem wir ihn gemeinsam besuchen wollten.

Schon Wochen zuvor hatte der schildkrötenhafte Zeitzeuge davon gekündet, dass er in Kürze zum letzten Mal von den roten Pillen probieren wolle, um sich ein für allemal ins Nirvana zu verabschieden. Seine Körperfunktionen hatten nach und nach versagt, die Glieder des Greises waren nicht mehr länger zu steuern gewesen, so schilderte mein Freund Haddon mir das geheimnisvolle Sterben seines Mentoren. In

einer kupfernen Obstschale fanden wir, als wir die Hütte des Verstorbenen aufsuchten, zwei rote Tabletten, die letzten übriggebliebenen. Mithilfe der dritten Kapsel, zwei Flaschen Absinth und einigen Strychnin-Kristallen hatte sich der Seelenforscher ins Jenseits befördert.

In einer Halbmondnacht traten mein Freund und ich endlich die langersehnte Reise an, die manische Irrfahrt durch den Ungeist der Zeit. Es war bizarr und brandgefährlich, die Nazidroge einzunehmen, doch unser Spender hatte immer wieder erklärt, dass man mittels der roten Medizin in Sphären eintauchen könne, die durch reine Meditation nicht zu erreichen wären. Die psychotische Odyssee sei ein notwendiges Übel, um die Welt hinter der Welt in Augenschein nehmen zu können, hatte der faltige, weißbärtige Homer meinem Freund Haddon nahegelegt.

Das Gift stamme von dem selten zu findenden Lethe-Strauch, der in der Hochgebirgsregion Tibets wachse und von Schamanen zu Seelenreisen benutzt werde, legte mir mein Freund Haddon dar. Ich betrachtete die rote Tablette in meiner Hand

genau, bevor ich sie einnahm. In kaum leserlichen Buchstaben konnte ich das Wort *Lethan* erkennen. Offenbar war der Stoff von Chemikern hergestellt worden. Plötzlich war ich mir sicher, dass ich es hier nicht mit einer von einem tibetischen Medium von Hand hergestellten Pille zu tun hatte, sondern mit einer chemikalisch produzierten Droge.

Mir war bekannt, dass Nazigrößen Giftkapseln mit sich herumgetragen und dass sich einige der Täter vermittels rätselhafter Substanzen den Urteilen von Nürnberg entzogen hatten. *Lethan*, die aus dem Lethe-Strauch gewonnene Medizin, könnte also in Berliner Bunkern hergestellt worden sein. Und zwar nicht, um transzendentale Trips anzutreten, sondern um schuldig gewordene Wahnsinnige vor dem Zugriff der Alliierten zu schützen. In meiner schwitzenden Handinnenfläche funkelte mir also ein Mittel zu, das mich todsicher in die ewigen Jagdgründe befördern würde, wenn ich nicht aufpasste. Lachend bestätigte mein Freund diese These und ergänzte in markierschütternden Worten: *Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.*

Nach Einnahme der Droge passierte erst einmal gar nichts. Wir hockten damals in meinem Kinderzimmer und warteten auf den Effekt. Meine Mutter brachte uns Taubenherzen, die mein Vater, der Jäger, aus dem Leib der von ihm erschossenen Vögel geschnitten hatte. Mein Freund Haddon verschlang die grauen Fleischklumpen gierig, sogar meine Portion glitt seinen Rachen hinunter, denn ich hatte keinen Appetit. Exakt um Mitternacht setzte schließlich die Wirkung des Lethans ein. Ich führe jedenfalls die folgenden Geschehnisse darauf zurück, dass die roten Kapseln in meinem Hirn Halluzinationen verursachten. Doch ich weiß auch, dass die Ereignisse sehr real erschienen und dass ich auch noch heute Kontakt zu jener Spezies herstellen kann, deren Angehörige meinen Freund Haddon und mich seinerzeit besuchten.

Haddon lag auf einer Matratze und ich hockte in einem Ohrensessel, als plötzlich die Luft im Zimmer zu funkeln begann. Kleinste Kreise und Polygone sprangen vor unseren Augen auf und ab, obwohl meine Kemenate vollständig verdunkelt war. Mathematische Muster und Formeln kreisten

über unseren Köpfen und wir konnten uns über diese Phänomene unterhalten, da Haddon und ich sie beide zugleich wahrnahmen. Die Atmosphäre im Zimmer erhitzte sich und flüssig aussehende, längliche Körper standen waagerecht und bewegungslos unter der Decke, wo meine schweinslederne Leuchte zu schwanken begann.

Alles war totenstill und doch flimmerte die heiße Luft wie eine Fata Morgana. *Etwas* bevölkerte mein Kinderzimmer und dieses *Etwas* beunruhigte mich und meinen Freund Haddon. In kaum hörbaren Tönen, hohen Frequenzen, stießen die Wesen kriesschende Geräusche aus, mutmaßte ich, denn ich war mir nicht sicher. Es handele sich um Sirenengesang, erklärte Haddon mir, aber ich glaubte ihm nicht. Meine streng gläubige Mutter, die an Wunder, Epiphanien und dergleichen glaubte, sollte später behaupten, dass es sich um Engelserscheinungen gehandelt habe, um sakrosante Beschützer, die gekommen waren, um meinen Freund Haddon und mich in eine neue Welt einzuführen. Es sei kein Zufall, dass die Ereignisse sich am 15. August,

an Mariä Himmelfahrt, zugetragen hätten, sagte meine katholische Mutter, und fügte hinzu, dass sich uns der Himmel aufgetan habe und dass wir dafür zutiefst dankbar sein müssten.

Himmlisch kamen mir die Geschehnisse keineswegs vor, vielmehr litt ich unter Panik, als sich die glitzernde Luft in meinem Kinderzimmer zu bewegen begann. Dünne Linien und Kurven, die an einen Wasserfall erinnerten, blitzten in dem rechteckigen Raum. Mir war, als hätte ich Köpfe und Gliedmaßen erkannt, doch Haddon hatte eher abstrakte Formen wahrgenommen. Während die Muster und Koordinatensysteme sich über unseren Köpfen ausbildeten, begannen Haddon und ich zu beten.

Auf einmal bemerkte ich, wie ein durchsichtiges Gefährt auf dem von gelben Korn bewachsenen Acker nebenan rotierte. Unsere intergalaktischen Freunde zeigten sich nicht wirklich und doch waren sie anwesend. Aus dem unsichtbaren Fluggerät drangen Legionen von schlängelnden Zellwesen, die wie drei Meter lange Spermatozoen aussahen. Nun hoben die engelsgleichen Aliens, wie meine Mutter sie taufte, zu

einem kosmischen Gesang an, der an Schönheit alles übertraf, was ich bisher in meinem Leben gehört hatte. Unsere Besucher gruppierten sich um meinen Ohrensessel herum und sangen fremde, an Johann Sebastian Bachs Werke gemahnende Lieder. An die Wand des Zimmers, wo ein Bob Marley-Plakat hing, malten die Wesen mit bläulichem Schleim rätselhafte Symbole, während sie weiterhin ihre Choräle vortrugen. Die von ihnen verwendete Sprache klang wie eine Mischung aus Italienisch, Arabisch, Hebräisch und Spanisch. Einer der Besucher drang in mein rechtes Ohr ein und wisperte in sakralen Klängen die folgenden Worte:

Äschem, al burgar de litatey in espenzio perrementatiera. Yonamn tengi merliebet terzezzien in fantamedias deglo merrvach, äschem, äschem. Al burgar de litatey, äschem.

Bald hatte ich das Bewusstsein verloren, so überwältigend schön waren Sprache und Musik der Aliens, von denen ich nicht einmal wusste, ob es Außerirdische waren,

oder urzeitliche, biblische Sibyllen oder Engel. Als ich wieder zu mir kam, hielten sowohl Haddon als auch ich goldene Steine in den Händen, in die verschiedene Buchstaben eingraviert waren. Wenn man die Steine auf den Fußboden warf, ordneten sie sich wie von Geisterhand zu mannigfältigen Zeichenkombinationen. Wie Würfel ließen Haddon und ich die runden Steinchen über den Teppich kullern. Erregt bemerkten wir, dass die schwarz gefärbten Rückseiten der Steine lateinische Buchstaben aufwiesen.

Die goldenen Vorderseiten waren mit fremdartigen Ziffern und Lettern beschriftet, welche ihre Gestalt wieder und wieder änderten. Wir haben hier ein Instrument an der Hand, um die Sprache der extraterrestrischen Besucher entschlüsseln zu können, wir müssen uns Zeit nehmen und die merkwürdigen Gesänge übersetzen. Was wir besitzen, ist ein Alien-Lexikon. Jedem lateinischen Buchstaben entspricht eines der wie Runen aussehenden Zeichen, sagte mein Freund Haddon aufgeregt. Der Text des außerirdischen Chorals stand in blauem Sekret an die Wand geschrieben und wir

machten uns umgehend daran, die Worte zu transkribieren.

Äschem („Der hohe Geist...“), al burgar de litatey in espenzio perrementatiera („...kommt nieder von den Sternen auf die in Ewigkeit existierenden Auserwählten“), übersetzten Haddon und ich den ersten Satz. Yonamn tengi merliebet terzezzien in fantamedias deglo merrvach, äschem, äschem („Der Kämpfer hält den Legionen der Liebenden tapfer die Hand und sein und ihre Häupter leuchten für Äonen, im hohen Geist, im hohen Geist“), lautete die zweite Botschaft. Al burgar de litatey, äschem („Von den Sternen in Ewigkeit kommend, der hohe Geist“), beendeten wir unsere Übersetzung. Als wir die Worte entschlüsselt hatten, verwandelte sich der Boden meines Kinderzimmers in einen schimmernden, wie aus Quecksilber gemachten See und eine helle Lichtbahn erfasste meinen Freund Haddon, der sich in dem Strahl drehte. Dann wurde es wieder Nacht und ich vergaß alles, was ich erlebt hatte.

Heute bin ich in die alte Villa zurückgekehrt, weil ich in meinen Träumen gelegentlich Besuch von Haddon bekomme. Bis

zum heutigen Tag ist Haddon verschollen und über Jahre wusste ich nicht einmal, dass Haddon einst existiert und mich eine tiefe Freundschaft mit ihm verbunden hatte. Im Schlaf kommt Haddon zu mir und wir erleben seltsame Abenteuer zusammen, die stets im ehemaligen Haus meiner Eltern stattfinden. Jahrelang war ich in einer Spezialklinik, wo mein rätselhaftes Zucken kurriert werden sollte. Nach Ewigkeiten der erfolglosen Therapien fand sich jüngst ein neues Medikament, das meine Krämpfe zum Stillstand bringt.

Die Nebenwirkung besteht allerdings darin, dass ich mich auch ansonsten kaum noch bewegen kann. Während ich in der Klinik war, dachte ich selten an die alte Villa, und an Haddon nur, wenn er des Nachts zu mir gekommen war, was selten geschah. Jetzt, wo ich zwar nicht geheilt bin, aber einigermaßen normal leben kann, machte ich mich auf, um den Ort des Geschehens zu inspizieren. In einem langen, klaren Traum waren mir die damaligen Ereignisse ins Gedächtnis getreten und mir war wieder bewusst geworden, dass Had-

don nicht bloß ein Traumwesen, sondern dass er einst mein Freund gewesen war.

Hier, in meinem früheren Kinderzimmer, glänzte noch immer der blaue Schleim an der Wand, die geheimnisvollen Worte stachen mir sofort ins Auge und ich wusste wieder, wie Haddon damals verschwunden war. Hatten die Aliens meinen Freund entführt, oder war er freiwillig mit ihnen gegangen? Lange Zeit hatte ich die Ereignisse vom Mariä Himmelfahrtstag verdrängt. Äschem, sagte ich im Stillen zu mir, der hohe Geist. Nach Haddons Verschwinden hatten meine Eltern und ich noch einige Monate in der Villa zugebracht, bevor wir sie aus finanziellen Gründen veräußern mussten. Niemand vermisste Haddon, es war, als habe er nie gelebt. Haddon hinterließ eine Nullstelle im kosmischen Koordinatensystem, einen toten Punkt der Existenz.

Heute bin ich uralt, meine Haare sind schlohweiß und feine Fältchen verlaufen auf meinem Gesicht und meinen Gliedmaßen. Mein Leben ist so gut wie vorbei, und ich möchte einst in einem höheren Level aufgehen, auf eine andere Ebene übersetzen. Haddon zeigte mir in meinen Träu-

men, wie die Nachwelt möglicherweise aussieht. Wir alle werden eines Tages auf einem aschfahlen, mondartigen Planeten vegetieren und fremdartige Engelwesen werden um uns herum geistern. Jetzt, wo Haddon wieder in meinem Bewusstsein ist, bin ich bereit zu gehen, ich will meinem Freund dahin folgen, wohin er vor Jahrzehnten reiste. In jener Sphäre gibt es zwei Sonnen, auf diesem Wüstenplaneten können wir uns alle Wünsche erfüllen, die uns zu Lebzeiten versagt blieben.

Wir können reich sein, können Familien haben, können auf Wellen reiten und tagelang faul in der Sonne liegen. Äschem, der hohe Geist, fährt zu uns nieder und wir existieren in Ewigkeit. Ich weiß nicht, ob Engel uns retten, oder ob Aliens uns rauben, ich weiß nur, dass die kommende Welt eine gute sein wird. Seitdem Haddon und ich die fremdartigen Worte der Besucher übersetzt haben, hängen wir einer Idee an, die sich nicht aus unseren Hirnen ausmerzen lässt, dachte ich. Wir glauben an die vollkommene Nachwelt, an ein intergalaktisches Paradies, wo wir tote Freunde und Verwandte treffen können. Ja, sogar mit unseren toten

Haustieren können wir spielen, denn alles vermeintlich Tote versammelt sich im planetarischen Raum. Ich bin bereit, ich bin bereit, flüsterte ich.

Tenglo dayya, äschem, äschem, sprach eine metallene Stimme zu mir. In meiner Hand lagen die Goldsteinchen, das interplanetarische Lexikon, mit dessen Hilfe ich die Wörter sofort übersetzen konnte. Komm mit mir, dem hohen Geist, dem hohen Geist, hatte man mir ins Ohr gewispert und sogleich stand mein alter Freund Haddon vor mir, in einer Lichtaureole wirbelte er herum wie ein Brummkreisel und lud mich ein: Zzujul harithi – kehre heim, kehre heim. Mir wurde nun klar, dass ich zum Sterben hergekommen und dass andererseits der Tod gar nicht vorhanden war. Ich freute mich auf das Überwechseln in eine andere Sphäre, jenes Reich, das mir Haddon in meinen Träumen immer wieder gezeigt hatte.

Im Lotussitz hockte ich vor dem verrotteten Ohrensessel, in dem ich einst zum ersten Mal den Aliens begegnete, und begab mich in eine tiefe Trance. Ein unendlich erscheinendes Meer aus Violettlicht umgab

mich und auf meinem Kopf brannte die Hitze von tausend Sonnen. Mir war, als öffnete sich mein Schädel, damit der Geist entfleuchen konnte. Haddon ergriff meine Hand und wiederholte ohne Unterlass: Al burgar de litatey, äschem... Dies war also mein Ende, mein Tod, ein herrliches, kosmisches Erlebnis, das meine Seele berührte und mir die Tränen in die Augen trieb. Mein Leben war vollendet, ganz ruhig bereitete ich mich auf das Jenseits vor, das in klarsten Farben vor mir stand und auf meine Einkehr wartete. Haddon war vor Jahren vorausgereist und hatte die Welt hinter der Welt erkundet, wie ein Schutzengel kümmerte er sich um mich, damit ich im hochheiligen Moment nicht die Kontrolle verlor. Seine Obhut war unnötig, denn ich war voller Freude und Hoffnung. Von jetzt an würde ich ewig leben, in einer Welt, die ich selbst erschaffen hatte, mit der Hilfe Haddons in meinen Träumen.

Wir umarmten uns und kreisten in dem Lichtkegel, der uns erleuchtete und aus einem galaktischen Fluggefahrt herausdrang, Haddon und ich tanzten den Tanz des Todes, der, wie ich nun erfahren hatte, eine

Feier des Lebens war. Unendlichkeit würde mich umfangen und ich könnte alle Gegan- genen wiedersehen. Auf grünen Wiesen würden wir vom Lethe-Strauch kosten und den Erdlingen Besuche abstatten, um sie auf den rechten Weg zu führen. Es sollte und konnte geschehen, jetzt.

DER GEHEIMNISVOLLE DACHBODEN

Till Kammerer

Eins

Ihr Dachboden war das, was anderswo sorgfältig gepflegte Fotoalben, Diasammlungen oder Bild-Archive auf der Computerfestplatte sind: eine Familienchronik. Schon als Kind hatte der höchstgelegene Raum des Hauses Jared begeistert. Wie in den Jahresringen eines alten Baumes, las er an diesem Ort von den Generationen vor ihm.

Eine Ecke gehörte den Erinnerungen an den im Krieg gefallenen Großvater. Hier stapelten sich Schuhkartons mit alten Schwarz-Weiß-Fotografien von Schützengräben, gepanzerten Fahrzeugen und russischen Winter-Landschaften. Großvaters Meerschaumpfeife roch noch immer süßlich

nach Tabak, fand Jared. Der Pfeifenkopf war ein geschnitzter Poseidon mit langem, wirrem Haar und dem verpflichtenden Dreizack, umrahmt von Fischen. Als Kind hatte sich Jared ein wenig vor den weit aufgerissenen, glotzenden Augen des Meeresgottes gegruselt.

Neben den großväterlichen Erinnerungsstücken türmten sich Seekisten, mit denen ein anderer verstorbener Verwandter seine Habseligkeiten über die Weltmeere transportiert hatte. Mehr, als dass dieser Matrose gewesen war, wusste Jared nicht. Einige Seekisten waren, wie damals bei ihren Besitzern üblich, mit Brandmalereien und Schnitzereien verziert worden.

Jareds liebstes Stück war ein großer, alter Apothekerschrank. Das Holzmöbel war, auf seiner Vorderseite, in eine Vielzahl von Schubladen unterteilt. „Natron“, „Salbei“, „Fenchel“ oder, was immer dies gewesen sein mochte, „Elixir Vitae“ stand auf den Fächern geschrieben.

Die erste Archivarin, sozusagen Familien-Archivarin des Raumes, war die Mutter des Russland-Opas gewesen: seine Urgroßmutter Elisabeth. Ihr war es zu verdanken,

dass jedes Familienmitglied eine persönliche „Abteilung“ im Dachboden besaß. Die aufbewahrten Gegenstände waren entsprechend gruppiert.

Die so entstandenen Erinnerungs-Ecken hatte Elisabeth, vergleichbar den Jahresringen eines Baumes, in aufsteigender Alters-Reihenfolge geordnet. Die Chronik der Gedenk-Stücke ging zurück bis ins vorvergangene Jahrhundert, zu einem Drechslermeister namens Jörg Antonius. Dieser hatte Holzspielzeug sowie Elfenbeinfiguren geschnitzt und gedreht. Seine alte Holzdrehbank stand in einer Ecke des Bodens. Auf ihr lagen Dreheisen, die seine Werkzeuge gewesen waren, und ein gemaltes Porträt. Es zeigte einen pausbäckigen Mann in seinen Vierziger- oder Fünfzigerjahren.

Jareds Großeltern und Eltern hatten die Tradition des Dachboden-Archivs bis in die Gegenwart fortgesetzt.

Zwei

„Wir haben lange mit uns gerungen ...“ Jareds Vater machte eine Pause, während sie abends zu dritt mit der Mutter beim Abendessen saßen. „Die Entscheidung ist uns nicht leicht gefallen, aber wir werden den Boden ausbauen. Zunächst einmal als Gästewohnung, später zieht vielleicht eine häusliche Pflegekraft ein. Wir sind, wie du weißt, nicht mehr die Jüngsten ...“ „Möchtest Du einen der Gegenstände von oben haben?“, fragte seine Mutter Jared.

Jareds Vater hielt inne. Ein plötzliches, über alle drei Etagen des Hauses vernehmbares Poltern hatte die Stille durchbrochen. Es kam vom Dach.

Auf den Dachboden führte eine ausklappbare Treppe. Brauchte man sie gerade nicht, war sie in der Decke verstaut. Die schmale Stiege konnte man nur im Gänsemarsch erklimmen. Hintereinander schritten sie die Stufen hinauf.

Das Poltern dauerte an.

Als der Vater, oben angekommen, die Luke zum Boden öffnete, verstummt die lauten, dumpfen Geräusche ebenso jäh, wie sie gekommen waren.

Nacheinander betraten sie die Dachkammer.

Jared erkannte den Raum, in dem er Stunden zuvor gestanden hatte, nicht wieder. Gegenstände, die den „Jahresringen“ der Verstorbenen zugeordnet gewesen waren, lagen überall im Raum verteilt. Es sah aus, als hätte ein Sturm auf dem Dachboden getobt.

Sämtliche Schubladen des alten Apothekerschranks waren aus ihrer Fassung getreten. Sie hingen aus dem Möbelstück heraus oder lagen vor ihm.

Alle Bilderrahmen und Spiegel waren von Seekisten, Anrichten und alten Sekretären gefallen. Sie lagen in ihren eigenen Scherben.

Die Holzdrehbank des Drechslermeisters war umgestoßen.

Hinter ihr bemerkten sie etwas, das ihnen über die Jahre verborgen geblieben war. Das Sammelsurium alter Werkzeuge

hatte es verdeckt. Es war ein kleiner Beistelltisch.

In seiner gepflegten, unberührten Aufgeräumtheit hob sich das Möbelstück vom sonstigen Chaos in unnatürlicher Weise ab: Eine Decke bedeckte den Tisch. Sie war mit feingliedrigen Blumenmustern bestickt und an den Rändern mit Spitze verziert. Geometrisch exakt lag der Stoff auf dem hölzernen Gegenstand, wie mit dem Lineal abgemesen und an den Enden zurechtgezupft.

In der Mitte des kleinen Tisches stand ein gemaltes Porträt, dessen oberer Rand an einem Balken lehnte. Dieser gehörte zum Dachgebälk, das sich direkt hinter dem Möbelstück erhob.

Es war das einzige Bild, das die unerklärliche Verwüstung heil überstanden hatte.

Sie traten näher, um die dargestellte Person zu betrachten.

Ihre Urgroßmutter Elisabeth blickte sie stechend an.

DAS LAPISLAZULI-SCHLOSS

Ingo Laabs

Als Katharina vom Kaufmann zurückkehrte, erblickte sie auf der waldigen Anhöhe neben dem steinernen Hochkreuz Annmargret. Die alte Annmargret in ihrer schwarzen Tracht. Fast schien es, als würde sie auf sie warten.

Unwillkürlich atmete Katharina tief durch, ehe sie das Wäldchen betrat.

„Grüßt Euch“, sagte sie mit fester Stimme.

Die Alte nickte, antwortete heiser.

Katharina setzte ihren Korb auf dem Kreuzsockel ab.

„Seid Ihr auf der Suche nach Kräutern? Ich habe Euch nie hier gesehen.“

Annmargret nestelte an ihrem Hängebeutel. Ihre großen, blassblauen Augen musterten die junge Frau. Dann richteten

sie sich in die Ferne. Zwischen den Bäumen hindurch ging ihr Blick hinab in die Senke.

„War unten im Schloss.“

Flüchtig sah Katharina zu der Ruine.

In der Nachmittagssonne warf das Gemäuer lange Schatten auf den Spiegel des Sees, der es umgab. Ein Reiher flog aus dem Uferschilf auf.

„Was wolltet Ihr dort? Der Damm zur Insel ist aufgeweicht, die Bohlen sind rutschig.“

„Ja“, seufzte Annmargret. „Aber manchmal drängt es mich... *die Erinnerungen, weißt du...*“

„Erinnerungen?“ Katharinas Verwirrung wuchs. „Wovon sprecht Ihr? Seit dreihundert Jahren steht das Schloss verfallen. Kaum jemand geht dorthin, außer ein paar Jägern vielleicht, die nach Enten schießen.“

Die Alte seufzte erneut, wandte den Blick zögernd vom Tal ab. Einen Moment lang sah es so aus, als wollte sie etwas sagen. Doch sie schwieg.

„Nun...“, meinte Katharina schließlich und griff nach ihrem Korb. „Ich muss weiter. Lebt wohl!“

Leicht kopfschüttelnd und fröstelnd verließ sie den Wald. Ja, Annmargret hatte ihre Eigenheiten! Sie kannte sie seit ihrer Kindheit nicht anders; ein wenig mulmig war ihr stets in ihrer Gegenwart. Bald hatte sie die Alte jedoch wieder vergessen. Andere Gedanken beschäftigten sie weitaus mehr; den ganzen Tag über hatten sie sie bereits geplagt.

Heute Nacht...

Ihr Blick ging zum Himmel, wo bereits der weiße Halbmond stand.

Wieder einmal war es soweit. Heimlich würde sie sich vom elterlichen Hof schleichen. Und wie all die Nächte zuvor... die gleiche quälende Frage, auf die sie keine Antwort wusste...

Dunkelheit und Stille umgaben die Bank an der alten Espe. Nur hin und wieder stöhnte auf den Wiesen eine Kuh, eine Fledermaus schwirrte auf der Jagd nach Beute durch die laue Luft.

Katharina hatte sich an den breiten Stamm des Baumes gelehnt.

Johanns Arm lag um ihre Schultern, sein Mund berührte ihr Ohr, ein Kuss, der kitzel-

te. Sie hielt die Hände in den Schoß gedrückt, atmete schwer.

Ja, da war es wieder – das gräuliche Gespenst, das Bild ihres Vaters, die Hand zur drohenden Gebärde erhoben: „Fort mit dir! Fort von meinem Grund und Boden!

„Du musst es ihm sagen“, flüsterte Johann. „Wie lange willst du noch warten?“

Katharina schmiegte sich an ihn, er strich ihr durchs Haar. Sie bemerkte auch seine Anspannung.

„Ich ertrage diese Heimlichkeit nicht länger“, murmelte er dumpf. „Wir haben uns. Wir sind jung und gesund. Wir kommen schon durch. Oder liebst du mich nicht mehr? Hat die Aussicht auf Armut dein Herz erkalten lassen?“

Ein leises, verzweifeltes Schluchzen stieg in ihr auf. Konnte er sie denn nicht verstehen?

Der Abschied – der Abschied von allem, was ihr Leben bisher ausgemacht hatte... er fiel so schwer. Wie gerne hätte sie noch ein paar Wochen gehabt, ein paar Monate... Als eine der wohlhabendsten Bauerntöchter des Kirchspiels sollte sie nun den Weg in die Ausgestoßenheit gehen! Auch wenn Jo-

hann ihr versuchte Mut zu machen – sie hatte entsetzliche Angst. Ein Teil von ihr wünschte zurückzueilen, sich ihrem Vater in die Arme zu werfen, ihm zu beichten, dass sie gefehlt hatte... Er würde fürchterlich schimpfen, aber er würde sie bei sich behalten; sie wüsste weiterhin, wo ihr Platz wäre... Doch Johann... nein, sie war sich sicher: Niemals würde er in ihr verblassen, verschwinden, umhüllt von Vergessenheit, so dunkel wie der Wald, aus dem er gekommen war... Sie könnte es nicht ertragen, es würde sie zerreißen...

Plötzlich spürte sie, dass er zurückgewichen war. Schweigend saß er neben ihr, mit dem Abstand einer Armlänge.

„Zeit genug hattest du“, sagte er schließlich mit ungewohnter Kälte. „Halte mich nicht weiter hin! Halte mich nicht zum Narren!“

„Johann...“, flehte sie und griff nach seiner Hand.

Er entzog sich ihr, fuhr auf, deutete zum Himmel. „Bis der Mond voll ist! Länger nicht!“

Dann sah sie seine dunkle Gestalt in die Nacht hineinspringen. Trostlos blieb sie zurück.

Der Gottesdienst war zu Ende. Katharina erhob sich, verließ die Kirche. Heute war sie die Einzige vom Lauberhof, die teilgenommen hatte. Ihr Vater fühlte sich nicht wohl, ihre Mutter war ebenfalls zu Hause geblieben und ihre jüngere Schwester Klara drückte sich sowieso gerne vor der Verpflichtung.

Katharina gab dem Pfarrer die Hand. Er sprach ein paar Worte und nickte ihr mit leichtem Lächeln zu. Seine freundliche, nüchterne Art tat ihr gut, doch konnte sie nichts von der Bedrückung nehmen, die auf ihr lastete. In der vergangenen Nacht war Vollmond gewesen.

Langsam ging sie über den Kirchhof zur Dorfstraße hinunter. In der Ferne sah sie den elterlichen Hof liegen, mit seinem Dach aus Schieferpfannen, eine feste Burg...

Nein, sie verspürte keine Lust, nach Hause zurückzukehren, schlug wie von selbst die andere Richtung ein. Hinaus zum Wald, mit immer rascher werdenden

Schritten. Die Luft, die sie einatmete, schien leicht zu kribbeln; ein schaler Geschmack breitete sich in ihrem Mund aus. Früher, als Klara und sie noch Kinder waren, hatte die Familie oft am Sonntag unter den Bäumen einen Spaziergang gemacht. Bei schönem Wetter pflegte die Mutter einen gut gefüllten Essenskorb mitzunehmen. Katharina seufzte. Wie lange war das her!

Sie betrat das Holz und folgte gedankenversunken dem Hauptweg. Die Blätter der Buchen und Eichen rauschten, fast schien es, als würden sie ihr etwas zuflüstern. Winkte nicht hier und da sogar einer der ausladenden Zweige? Schließlich kam sie zu der Lichtung, wo der Vater einst so oft zwischen Glockenblumen und Goldnesseln die Decke ausgebreitet und zur Brotzeit gerufen hatte.

Zögernd betrat sie die Wiese und ließ sich auf einem umgestürzten, morschen Baumstamm nieder. Vor ihrem inneren Auge sah sie Klara und sich als Kinder umhertollen, hörte förmlich ihr ausgelassenes Lachen. Auf des Vaters Ruf kamen sie herbeigerannt, um zu sehen, was da an Leckerem ausgepackt würde. Sie sah, wie die Mutter

die große Korbschleife löste, mild lächelte. Doch dann entschwand die glückliche Zeit; auf einmal merkte sie, dass ihr Herz rascher schlug; schwarze Schemen krochen in ihre Brust.

Ein Jahr – ein Jahr war es nun her, da hatte sie ebenfalls hier gesessen, an einem Sonntagmittag wie heute, nach dem Gottesdienst. An jenem Tag hatten ihre sorglose Kindheit und Jugend plötzlich für immer geendet. Auf der Lichtung stand *er*, dunkelhaarig, mit breitkremigem Hut und verschlissenen Kleidern, eine Hand am krummen Stecken, die andere zum Gruß erhoben. Ein Wandergeselle dem Anschein nach. Sein Lächeln war ihr unheimlich, bei nahe wölfisch vorgekommen, und dennoch...

„Johann“, seufzte sie leise.

Ihr Blick folgte einem schwarzen Eichhörnchen, das am Stamm eines Baumes hinaufhuschte. Katharina fröstelte. Sie wusste, dass solche Tiere im Volksglauben Unglück verhießen.

Es hielt sie nicht länger, sie sprang auf, rannte über die Lichtung und, vom

Hauptweg abbiegend, einen unbekannten Pfad entlang. Jedenfalls konnte sie sich nicht entsinnen, ihn je beschritten zu haben. Weiter als bis zur Waldwiese war sie mit ihrer Familie nie gegangen, auch später alleine nicht. Doch es musste der Pfad sein, auf dem Johann damals gekommen war.

Nach einer Weile blieb sie stehen, verschlafte. Das Blätterdach der Bäume war dichter geworden, ein schummriges Licht herrschte. Sollte sie umkehren? Nein, es trieb sie weiter, sie nahm den Schritt wieder auf. Verirren würde sie sich nicht, wenn sie sich nur rechts hielt.

Kaum achtete sie darauf, wo sie hintrat; ihr Blick glitt fahrig durch das Unterholz, über umgekippte Baumwurzeln, pilzwachsene Stümpfe und Stammreste. Schatten schienen ihr zu folgen, die sie undeutlich aus den Augenwinkeln im Dickicht wahrzunehmen meinte.

Schließlich näherte sie sich dem Waldrand. Sie bog auf einen Wildwechsel ab, schob sich durch Dornenranken, stieg über zwei, drei dicke Äste, erklomm einen flachen Wall und trat dann ins Freie. Das Tageslicht war fahler geworden. Neblige Wol-

kenschleier bedeckten den Himmel. Katharina blinzelte. Vor ihr breitete sich die Senke aus; gegenüber erblickte sie in der Ferne auf der Anhöhe das Hochkreuz. Schräg zur Linken warf die vom See umgebene Schlossruine ihre Düsternis ins Land. Katharina wischte sich über die Stirn; ein Gefühl von Beklommenheit stieg in ihr auf. Ja, natürlich hatte sie auf dem Waldweg irgendwo hier hinauskommen müssen! Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie seit ihrer Kindheit eine Abneigung gegen jenes alte Gemäuer hegte. Der Küster hatte die Schulklassen damals hingeführt, ihnen die Geschichte des Schlosses erzählt, das bei einem Bauernaufstand vor etwa dreihundert Jahren zerstört worden war. Katharina hatte den Ort danach insgeheim gemieden, warum, konnte sie nicht sagen. Nur einmal war sie noch mit Johann dort gewesen, ihm zuliebe. Und nun? Trotz widerstrebender Gefühle merkte sie, dass sie etwas zum See hinzog. Sie zögerte, war unschlüssig. Zuletzt ging sie doch mit verhaltenen Schritten zu der Stelle, wo ein alter Kahn im Schilf vertäut lag. Damals hatte Johann mit ihr hinausrudern wollen. Ziemlich schroff

hatte sie abgewehrt; beinahe wäre es zum Streit gekommen. Sie fröstelte, als sie daran dachte, blickte zur Schlossinsel. Das Zwielicht, so schien es, hatte weiter zugenommen; die Schwärze der Basaltmauerreste drang in ihr Herz, umfing es mit sanfter, aber fester Hand. Traurigkeit und Bedrückung kehrten verstärkt zurück.

„Was soll ich nur machen?“, flüsterte sie. „Lieber Gott, was soll ich nur machen?“

Aus dem Schilf flog ein Reiher auf, genau wie vor zwei Wochen, als sie mit Annemargret am Hochkreuz stand. Katharina fuhr zusammen. Der graue Vogel strich mit seinen breiten Schwingen an ihr vorbei über den See, hielt auf das Schloss zu, entschwand schließlich rechts davon ihren Blicken. Und mit einem Mal formten sich aus ihrer Beklemmung düstere ahnungsvolle Bilder von einem Schicksal, das bereits auf dem Weg war, zuzuschlagen...

Katharina keuchte, wandte sich stracks vom Gewässer ab, eilte über das feuchte Gras der Senke, bis sie mit durchnässten Schuhen auf den Weg traf, der vom Hochkreuz herabführte ins Dorf.

Friedlich lag der Lauberhof in der Mittagsstille des Feiertags. Das Wetter hatte inzwischen ein wenig aufgeklart, ab und zu drang sogar die Sonne durch, ein leichter Schimmer umgab das Anwesen. Doch Katharinas ungutes Gefühl war nicht gewichen. Bereits von Weitem meinte sie etwas Lauerndes wahrzunehmen, das vom Hof ausging. Schließlich, als sie mit klopfendem Herzen den Vorplatz betrat, erschien ihr das große Scheunentor wie ein drohend aufgesperrtes Maul. Noch nie zuvor hatte sie Derartiges empfunden. Sie wand und sträubte sich, wollte das Wohngebäude nicht betreten. Doch es war, als würde die Luft um sie herum mit einem Mal dicht und drängend. Zögernd drückte sie die Klinke, schob die Tür auf, blickte über den Hausflur mit der schweren Eichentruhe.

Dahinter huschte jemand, blieb ruckartig stehen.

„Bist du endlich da?“

Klara war es, die die ältere Schwester bemerkte hatte. Sofort eilte sie herbei, griff sie am Arm. „Komm schnell!“

Katharina rührte sich nicht, stand wie erstarrt.

Kopfschüttelnd und vorwurfsvoll blickte die Jüngere sie an.

„Dein Herzallerliebster“ – ihre Worte klangen gedehnt – „er war hier und hat um deine Hand angehalten... wenn man es denn so nennen will!“

Die Angesprochene sank an den Pfosten, rang nach Luft. Hastig zog Klara sie hinein ins Haus und schloss die Tür. „Er sagte“, flüsterte sie ihr ins Ohr, „du wärst ihm verlobt, und dass er dich holen würde, in jedem Fall! Vater ließ ihn vom Hof jagen, aber danach traf ihn der Schlag. Wir haben ihn zu Bett gebracht. Komm jetzt, in die Küche!“

Katharina wusste nicht, wie ihr geschah, ließ sich von Klara fortzerren, folgte der Schwester mit betäubten Sinnen. Kurz darauf trat sie über die Schwelle, stand vor der Mutter.

Im Licht, das durch das Fenster fiel, wirkte diese müde, verzweifelt, plötzlich alt. Langsam ließ sie das Schälmesser sinken, auf den Tisch fallen, stützte sich ab. Ein Schmerz durchfuhr Katharinas Brust, Schemen flirrten vor ihren Augen. Die Knie gaben nach.

Doch Mutters Arme schlangen sich um ihren Leib, sie vernahm die vertraute Stimme, unglücklich zwar, aber sanft und liebevoll: „Kathi, Kleines, komm zu dir, noch ist es nicht zu spät! Du hast dich ja nicht weggeworfen... oh nein, das würdest du nicht tun, ich weiß es. Sieh, alles wird gut. Geh nur hin zu deinem Vater, sag ihm, wie die Sache steht, dass sie ein Ende hat. Wir lassen den Kerl aus dem Kirchspiel treiben; er wird dir nie mehr zu nahe kommen. Geh nur hin zu deinem Vater... alles wird gut...“

Katharina vermochte nichts zu erwidern; Tränen rannen über ihre Wangen; sie versuchte die Wärme der Mutter auszukosten. Noch einmal stiegen Erinnerungen auf an all die glücklichen Stunden hier in der heimeligen Küche, besonders zur Vorweihnachtszeit, da sie gemeinsam buken oder Hausschmuck fertigten...

Plötzlich fühlte sie sich mit sanfter Gewalt umgedreht und geschoben, hinaus ins Halbdunkel, hinaus auf den klammen Flur.

„Geh jetzt, geh zu deinem Vater...“

Sie taumelte über den Rotsteinfußboden, vorbei an der Waschküche, an Klaras Kammer, an der eigenen, der Spinnstube, der

guten Stube, dann stand sie vor dem Schlafzimmer ihrer Eltern.

Alles wird gut... Oh, nein, nichts würde gut sein, nichts würde jemals wieder gut sein! Ihre Finger krallten sich in die grün-weiß bemalte Tür, ihr Kopf sank an das kühle Holz.

Nun gab es keinen Aufschub mehr! Für die Entscheidung, die ihr Herz gefällt hatte, würde sie endlich die Folgen tragen müssen.

Es herrschte Stille, Dunkelheit, samtene, umhüllende Schwärze. Nur undeutlich vernahm Katharina ein leises, hintergrundiges Rumoren. Es beunruhigte sie nicht weiter. Sie spürte, dass sie weich gebettet lag, passend für einen langen Schlaf. Ja, schlafen wollte sie, schlafen! Versinken, vergessen, möglichst nie wieder aufwachen, jedenfalls nicht in dieser Welt. Vielleicht in einer anderen, lichteren... irgendwann...

Sie gab sich ganz dem Gedanken hin, versuchte vor ihrem inneren Auge ein Paradies zu erschaffen, in dem Heil und Friede auf ewig herrschten. Eine Weile gelang es, die Bilder zu bewahren; sie wähnte sich si-

cher, glücklich. Nach und nach aber mengten sich andere hinein, schwach zunächst, mit der Zeit an Stärke zunehmend. Oh, diese Bilder wollte sie nicht sehen, die Stimme, die dazugehörte, nicht hören!

Ein Grollen war es, das aus der Tiefe drang; starrende Augen, blutunterlaufen... dann ein ausgestreckter Arm...

Sie stöhnte, wimmerte. „Nein, bitte, Vater...!“

Doch da schoss es auf sie zu, gleißend, glühend rot, sämtliche Bilder um sie zerbarsten; alles wurde in abgrundige Finsternis getaucht... nur ein einziges Wort drang gurgelnd und röchelnd an ihr Ohr: „Schand...pfahl!“

Das war das Ende... musste das Ende sein. Katharina ließ ihren Geist sinken, drifteten. Sie war bereit... für die immerwährende, schwarze Unendlichkeit.

Plötzlich aber rumorte wieder etwas, deutlich lauter, näher jetzt.

„Kind, trink deinen Tee!“

Die Liegende fuhr zusammen.

„Kind, wach auf, trink deinen Tee! Er wird dich stärken.“

Diese Stimme... dieses Krächzen...

Allmählich, verschwommen, erschienen mächtige Balken über ihr; eine niedrige Zimmerdecke. Welch bedrückend dunkles Holz! Ihr Kopf sank nach links, ließ das strohgefüllte Kissen knirschen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Raumes – ein schmaler, grüngekachelter Ofen, den sie wiederzuerkennen glaubte. Und direkt vor ihr – knochige Hände, die ein Tablett mit einer dampfenden Porzellantasse hielten. Sie hob den Blick, sah in blassblaue, faltenumrandete Augen.

„Er wird dich stärken“, hüstelte die alte Annmargret.

Hinter ihr an der Wand hing ein Bild von der Schlossruine.

Mit einiger Mühe setzte sich Katharina auf, nahm die Tasse, trank mit kleinen Schlucken. Sie konnte sich nicht entsinnen, wann sie das letzte Mal in dem Häuschen gewesen war, wohl noch als Kind. Wie mochte sie jetzt hergelangt sein? Sollte Johann... Mit heftigem Frösteln hatte sie bemerkt, dass er ebenfalls im Raum war. Sie schämte sich für dieses Gefühl, doch das Wölfische, das er ausstrahlte, kam ihr im Augenblick besonders stark vor.

„Ich habe ein vorläufiges Lager für uns im Wald errichtet“, sagte er und musterte sie durchdringend. Dann trat er zu ihr, griff mit seiner schwieligen Hand die ihre, drückte sie fester als sonst.

Fahrig glitt ihr Blick zwischen ihm und der Alten hin und her.

Annmarcket wandte sich ab, stand auf.

„Wie damals“, meinte Katharina sie murmeln zu hören. Vergeblich suchte sie nach einem Sinn.

Es dämmerte. Johann wollte aufbrechen. Ohne viel Federlesens hob er seine Verlobte aus dem Bett. Katharina war schwach auf den Beinen, benommen. Er fragte nicht danach, führte sie schnurstracks aus Annmarquets Häuschen und zum Dorf hinaus. Sie spürte, wie ihr Tränen in die Augen traten. Noch einmal blickte sie zurück – zu dem letzten Außenposten einer für sie verlorenen Welt. Die Alte stand in der Tür, winkte. Stark prägte sich der Ausgestoßenen dieses Bild ein. Der Mond, die Felder, die Knicks, alles wirkte geisterhaft. Selbst der Schimmer, den Johanns Laterne warf, schien von einer düsteren Macht besetzt.

Sein Griff um ihre Hand war weiterhin fest, energisch, verstärkte sich noch, als sie den Wald betraten.

Der schmale, verschlungene Pfad brachte das Paar nach einer Weile zu einer Hütte aus Brettern und Tannenreisig.

„Das Lager, von dem ich gesprochen hatte!“ Johanns Stimme klang trocken, ein wenig hart. Er hängte die Laterne an einen Aststumpf im Innern. Dann zog er Katharina zu sich auf das ausgebreitete Hirschfell.

In der Nacht träumte sie schwer. Mehrere Male schreckte sie auf, schweißgebadet, und konnte sich nicht entsinnen, was sie so gequält hatte. Stets waren nur Schatten davon übrig: Aus dunklen Schwaden wollte sich das Schloss formen – wohl, da sie jenes Bild in Annmargrets Häuschen gesehen hatte. In ihrem Traum aber schien es keine Ruine gewesen zu sein, sondern in seiner ursprünglichen Gestalt. Sie schüttelte sich und fröstelte.

Am Morgen fand sie sich allein. Ganz früh und leise musste Johann die Hütte verlassen haben.

Vorsichtig lugte sie hinaus in Dämmerung und Nebel. Als sie den Blick wieder nach innen wandte, sah sie neben ihrem abgelegten Sonntagsstaat einfache, verschlissene Kleider liegen. Offenbar waren die für sie bestimmt. Ihre Finger glitten darüber, befühlten den groben Stoff.

Dabei bemerkte sie verwundert, dass sie gar nicht mehr allzu sehr mit dem Schicksal haderte. Im Gegenteil, eine ungewohnte Ruhe durchströmte ihr Innerstes. Als ob alles seine Richtigkeit hätte, wie es im Augenblick war.

Sie legte ein wollenes Tuch um und ging gebückt durch den niedrigen Eingang nach draußen. Ohne lange zu suchen, fand sie eine Quelle, an der sie sich waschen konnte; schönes, klares Wasser, das zwischen bemoosten Steinen dahinfloss.

Nach dem Ankleiden nahm sie die Waldhütte, die Johann gebaut hatte, näher in Augenschein. Er hatte sich in der Tat viel Mühe gegeben, für sie beide ein vorläufiges Heim zu schaffen. Der Unterschlupf war nicht nur gut durch ein Tannendickicht getarnt, er hatte sogar eine kleine Speisekammer und außen eine einfache Feuer-

stelle aus Schieferplatten. Katharina nahm den Kessel vom Haken und füllte ihn mit Wasser. Dann machte sie sich daran, Feuerholz zu sammeln. Sie wollte etwas kochen, vielleicht Haferbrei. In der Kammer hatte sie ein Säckchen mit Korn gefunden. Auf welche Weise es in Johanns Hände gelangt war, wollte sie lieber nicht wissen.

Bald war sie ganz in ihre Tätigkeit versunken, dachte kaum an Vergangenheit und Zukunft. Sie bückte sich, prüfte, ob die herabgefallenen Äste trocken genug waren, legte sie in ihre Schürze oder warf sie weg.

Da, mit einem Mal, fühlte sie sich beobachtet. Erschrocken fuhr sie auf, starre durch das Unterholz. War dort nicht ein Schatten, ein Mensch? Bewegte er sich hinter den Bäumen?

„Johann?“, murmelte sie und ging der Erscheinung ein paar Schritte entgegen. Doch der Schatten blieb undeutlich, verschwommen, schien sich zu entfernen. Nach einer Weile konnte Katharina ihn nicht mehr sehen. Angst ergriff sie. Wer mochte es gewesen sein, hier in der Einsamkeit? Der Förster? Oder ein anderer Bediensteter des Herzogs, der das Jagdrevier

kontrollierte? Katharina musste an den Stein am Dorfrand denken, mit dem landesherrlichen Wappen und Namensinitial. Deutlich für jedermann sichtbar stand er dort und mahnte die Bauern, dass sie bei der Jagd in den umliegenden Waldstücken strenge Auflagen zu erfüllen hätten. Eigentlich durfte man nicht einmal Holz sammeln, fiel ihr ein, aber da wurde, besonders bei den Armen, meistens ein Auge zugeschlagen.

„Zu denen zähle ich ja nun auch“, murmelte sie und brachte die erste Schürze voll aufgelesener Äste und Zweige zur Hütte. Als sie zum Herd wollte, wanderte ihr Blick den schmalen Pfad entlang, den sie gestern Abend gekommen waren. Etwas bewegte sich dort.

Johann! Diesmal war er es, eindeutig. Sie atmete durch. Wirklicher, menschlicher kam er ihr vor als jenes Etwas, das sie gerade zuvor zwischen den Bäumen gesehen zu haben glaubte. In der einen Hand hielt er einen Flitzbogen, über den Schultern trug er ein totes Rehkitz. Starr blieb sie stehen, bis er bei ihr war.

„Du hast schon Holz gesammelt, das ist gut“, sagte er. „Wir können das Fleisch gleich kochen, wenn du möchtest... Na, stimmt etwas nicht?“

„Hier war gerade jemand“, presste Katharina heraus. „Ein Mann des Herzogs vielleicht. Wenn der sieht, dass du gewildert hast...“

„Pah! Wildern!“ Er verzog das Gesicht. „Gleiches Recht für alle, sage ich. Der soll nur kommen!“ Seine Augen blitzten.

„Wie hat der Kerl denn ausgesehen?“ In seiner Stimme schien nun doch etwas Besorgnis mitzuschwingen.

Katharina beschrieb den Schatten und zeigte in die Richtung.

„Schichte schon mal das Holz auf“, brummte Johann, „ich untersuche die Sache.“

Er brachte das Reh zum Herd.

Dann sah sie, dass er einen Pfeil hervorzog und auf die Bogensehne legte. Besorgt blickte sie ihm nach, als er zwischen den Bäumen davonschlüch.

„Nichts. Nicht mal Spuren.“

Er trat zurück ins Dickicht, setzte sich in ihre Nähe und begann, das erbeutete Tier zu häuten.

„Es war ja noch dämmrig vorhin. Da sieht man manchmal Dinge, die nicht da sind. Ich denke, du kannst das Feuer jetzt ruhig anzünden.“

Schweigend nahm sie Stein, Eisen und Zunder aus dem Beutel, den er bereitgelegt hatte. Schweigend schlug sie Funken. Drei, vier Schläge, und es knisterte; leichter Rauch kräuselte sich. Bald fassten Flämmchen die dünnen Zweige, die zuunterst im aufgeschichteten Holz lagen.

Oh, sie hatte keine Bedenken, dass sie hier in der Wildnis nicht zurechtkommen würde! Zugegeben, es war ihr schwergefallen, dem Wohlstand, dem Dorfleben zu entsagen. Aber sie würde es durchstehen. Arbeit war sie von klein auf gewohnt, glaubte auch nicht, übermäßig verwöhnt zu sein.

Nein, das war es nicht, was ihr an bedrückenden Gedanken durch den Kopf ging, seit Johann mit dem toten Kitz zurückgekehrt war. Gedanken, die immer stärker

wurden, nun, da sie ihn hinter sich mit dem Jagdmesser schneiden hörte.

Als das Feuer schließlich groß genug war, um alleine weiterzubrennen, drehte sie sich um. Sie sah ihn an, holte tief Luft.

„Ich möchte nicht, dass mein Mann ein Wilderer und Dieb ist!“

Ihre Stimme klang so fest, dass es sie selbst überraschte.

Er fuhr zusammen, ließ das Messer sinken, hob den Kopf. Seine Hand ballte sich um den Griff des Dolches.

„Wilderer und Dieb nennst du mich?!" Seine Augen blitzten wieder, stärker als vorhin.

Angst wollte in ihr aufsteigen, doch sie hielt seinem funkeln den Stieren stand.

„Johann, es gibt... andere Möglichkeiten. Ich möchte ein ehrliches Leben – wir könnten fortgehen von hier, dahin, wo uns keiner kennt, einen Dienst antreten, ich als Magd, du als Kn...“

„Wilderer und Dieb?! Was, frage ich dich, sind denn die hohen, „edlen“ Herren anderes als Wilderer und Diebe?! Sieh sie dir an, die Großbauern, Vögte, Herzöge,

Könige – wie sie die kleinen Leute ausnehmen! Wucherer, Halsabschneider!“

Er jagte das Messer in die blutige Kehle des Tieres.

„Aber ich sage dir: Nie wieder werde ich denen als Sklave dienen, nie wieder!“

Tränen traten ihr in die Augen. Plötzlich wurde ihr bewusst, wie sehr er auch ihren Vater hassen musste. Vielleicht sogar sie selbst?

„Wenn wir hier so weiterleben“, entgegnete sie stockend, „werden wir irgendwann entdeckt. Es kann nicht lange dauern. Du weißt, was dann geschieht.“

„Irgendjemand muss es dieser Gesellschaft endlich mal zeigen. Und wenn er dabei stirbt!“

„Davon war nie die Rede, seit wir uns kennen!“, rief sie. „Immer hast du gesagt, du würdest alles tun, damit wir es schaffen, damit wir durchkommen...“

„Und?“, sagte er kalt. „Habe ich das nicht? Ist es dir nicht genug? Das hättest du dir früher überlegen sollen. Jetzt bleibst du bei mir.“

„So, zwingen willst du mich? Das schlag dir aus dem Kopf!“ Entrüstet sprang sie auf, lief ins Dickicht hinein.

Weit kam sie nicht. Hinter sich hörte sie es rascheln, kurz darauf spürte sie zwei kräftige Arme um ihren Leib, die sie zurückzogen. Bartstoppeln kratzten über ihre Wange, ihren Hals. Plötzlich war Johann wieder der Alte, umschlang sie fest, küsste sie.

„Ich kann und will dich nicht lassen!“

Sie gab auf, schneller, als sie es gewollt hatte, ließ sich an ihn sinken. Doch während er ihr Schultern und Brust streichelte, wurde das Gefühl drohenden Untergangs in ihrer Seele immer gewaltsamer, quälender. Sie musste an den Schatten im Morgen Nebel denken, und eine innere Stimme flüsterte: „Wie damals.“

Katharina schauderte. Es waren Annemargrets Worte gewesen, kurz bevor sie das Häuschen verlassen hatten! Aber was – was hatte die Alte nur damit gemeint?

In diesem Augenblick drang vom Dorf her ein heller Klang in die Abgeschiedenheit des Waldes. Der Küster läutete die Totenglocke.

Katharina brauchte eine Weile, um sich zu besinnen. Dann stöhnte sie auf.

„Mein Vater!“, stieß sie hervor. „Es ist bestimmt mein Vater!“

Sie befreite sich aus Johanns Armen und begann zu schluchzen.

Unschlüssig stand er da, mit verschlossenem Gesicht, wirkte verärgert.

„Ich werde hingehen und nachsehen“, sagte er schließlich. „Wenn ich mit dem Kitz fertig bin. Nun hör auf zu weinen.“

Mühsam unterdrückte sie die Tränen, folgte ihm zurück zur Hütte.

Während der Essensvorbereitungen wechselten beide kaum ein Wort miteinander. Johann zog das Fell des Tieres ab, zer teilte das Fleisch, Katharina löste mit einem alten, schon etwas rostigen Küchenmesser die Knochen heraus, wusch die Fleischstücke in der Quelle, schürte das Feuer und beobachtete das köchelnde Wasser im Kessel. Nebenbei legte sie ein paar Möhren und Kartoffeln zurecht.

Endlich stand Johann auf, machte sich bereit für den Weg ins Dorf.

„Sei vorsichtig“, brachte sie mit belegter Stimme hervor, „dass dich niemand sieht!“

Kurz nickte er. Dann wandte er sich ab.

Und wieder war sie allein, mit schwerem Herzen. Erneut wollte ein Schluchzen in ihr aufsteigen.

„An die Arbeit“, trieb sie sich an, „Essen kochen. Irgendwie wird es für mich schon weitergehen... für uns“, fügte sie rasch hinzu. Doch in dem Augenblick war sie sich nicht sicher, wen sie mit „uns“ tatsächlich meinte.

Als sie mit den Möhren und Kartoffeln zur Quelle ging, hatte sie auf einmal das Bedürfnis zu beten. Wie gerne hätte sie jetzt ein Kruzifix in der Nähe gehabt, um ihre Andacht zu vertiefen. Nicht das mächtige, steinerne Hochkreuz, nein, sie musste an jenes kleine, hölzerne denken, das nicht weit vom herzoglichen Jagdstein entfernt stand. Früher war sie hin und wieder dort gewesen.

Katharina legte das Gemüse ins Moos, sah sich unsicher um. Schließlich kniete sie zögernd nieder, faltete die Hände. Was Johann wohl dächte, wenn er sie jetzt sähe? Ach, sie wusste gar nicht, ob er überhaupt

einen Glauben hatte; wenn sie ehrlich war, zweifelte sie daran. Bisher war es ihr gleichgültig gewesen, aber nun?

Sie senkte den Kopf, murmelte ein Vaterunser, ein Gebet zur Muttergottes. Eine Weile verharrte sie in Stille. Die Sonnenstrahlen brachen am Wasserlauf stark durchs Geäst, wärmten, erhielten sie regelrecht. Als Katharina den Blick hob, fühlte sie sich müde, schwindelig. Sie wusch die Kartoffeln und Möhren. Dann wandte sie sich um, sah zum Tannendickicht, ihrem Unterschlupf. Wie düster es wirkte, ganz anders als der übrige Wald! Unwillkürlich schluckte sie, musste sich einen Anstoß geben, ehe sie zurückging.

Je näher sie kam, desto unwohler fühlte sie sich. Was war das? Sie spähte noch einmal zu den dicht stehenden Nadelbäumen. Bewegte sich dahinter etwas?

Plötzlich wurde sie ganz schwach. Das Gemüse kollerte aus ihrer Schürze. Oh, dort hinter den Tannen... nein, das konnte nicht Johann sein, er war sicher noch nicht zurück! Jener Schatten... Sie sank an einen Baum, atmete schwer.

Aus dem Dickicht kam etwas direkt auf sie zu, eine dunkle Wolke. Das Gebilde schien seine Kraft aus dem Erdboden zu ziehen. Die Wolke quoll zwischen den Zweigen hervor, formte sich zu einer menschenähnlichen Gestalt... einer Frauengestalt... verschwommen, ohne Gesicht. Nun hob die Erscheinung einen Arm, deutete nach Nordwesten, in jene Richtung, in der, wie Katharina mit Herzrasen erkannte, die Schlossruine lag.

Das war das Letzte, was sie wahrnahm. Ohnmächtig glitt sie am Stamm des Baumes zu Boden.

Johann ist da und sorgt sich um mich!

Sie war noch nicht wieder ganz bei Sinnen, als sie die Augen aufschlug. Aber es gab keinen Zweifel, dass er es war, der bei ihr saß, ihr die Stirn kühlte, beruhigend auf sie einredete: „Ich habe zu viel in letzter Zeit von dir verlangt. Bitte vergib mir. Du bist doch mein Ein und Alles...“

Sie lag in weichem Moos, Wasser plätscherte – es musste die Quelle sein.

Wie gut tat ihr seine Nähe, der Streit war vergessen.

Noch einmal sank sie in Schlaf, und als sie erwachte, fühlte sich ihr Kopf klarer an. Vorsichtig blickte sie hinüber zu den Tannen. Aber nichts Ungewöhnliches vermochte sie dort zu entdecken. Heller, freundlicher schien das Dickicht nun.

„Dein Vater lebt“, berichtete Johann. „Es geht ihm nicht gut, aber er lebt.“

Katharina richtete sich langsam auf.

„Für wen... wurde dann geläutet?“

„Iss erst mal was“, meinte er. „Ich habe die Fleischsuppe fertig.“

Er brachte einen braunen Topf zum Vorschein, den er zum Warmhalten mit einem Stück Stoff umwickelt hatte. Dann reichte er ihr einen Holzlöffel.

Die Suppe schmeckte. Katharina musste zugeben, dass er etwas vom Kochen verstand. Ach, und sie hatte ihm kaum helfen können!

Beide wechselten sich mit dem Löffel ab, aßen gemeinsam den Topf leer.

„Hör zu“, sagte er, als sie fertig waren. „Ich habe nachgedacht. Du hattest ja recht heute Morgen. Ich will zusehen, dass ich eine ehrliche Arbeit finde.“

Voller Verwunderung sah sie ihn an. Gleichzeitig empfand sie eine tiefe Beschämung über ihre Lieblosigkeit am Vormittag.

„Aber...“, redete er weiter, „ich halte es in dieser Gesellschaft nicht aus. Darum nur so lange, bis ich genügend beisammen habe, dass wir...“

Er griff nach ihrer Hand.

„Ich möchte, dass du mit mir nach Amerika gehst!“

Sie atmete tief durch. „Du, Johann, ich...“

„Kathi, ich habe mir alles genau überlegt. Ich werde mit einem Freund sprechen, der hat das Gleiche vor. Wir könnten...“

„Warte, Johann, ich...“

Endlich bewegte sie ihn zum Zuhören, begann stockend zu erzählen. Und während sie von der zweiten unheimlichen Begegnung berichtete, kam es ihr vor, als würde sich ihr innerer Blick weiten – als würde sich zwischen all dem Erlebten der letzten Zeit ein größerer Zusammenhang offenbaren. Ein Zusammenhang, der ihr Angst machte. Schließlich drückte sie fest Johanns Hand und sah ihm in die Augen.

„Es ist Annmargret, die gestorben ist, oder?“

„Ja“, bestätigte er. Sein Gesicht wirkte fahl.

Sie schlang ihm die Arme um den Hals, schmiegte sich an ihn.

„Etwas geht hier vor“, murmelte sie. „Bitte, du musst mir helfen. Lass uns... zur Schlossruine gehen. Dahin, wo der Geist gezeigt hat... ihr Geist gezeigt hat.“

„Du hast nie hin gewollt, erinnerst du dich?“

„Genau deswegen! Das muss einen Grund haben. Vielleicht finden wir ihn heraus. Bitte, Johann, ich habe sonst keine Ruhe mehr!“

Er schob sie langsam von sich, musterte sie.

„Ja“, sagte er schließlich. „Dagegen habe ich nichts. Ich gebe zu, das Schloss zieht mich in den Bann. Ein paar Mal bin ich schon auf der Insel gewesen.“

„Und? Hast du etwas verspürt?“

„Es war kein angenehmes Gefühl. Du kennst ja meine Abneigung gegen hohe Herrschaften und ihre Prachtbauten. Aber...“ – er sah ratlos und erstaunt aus – „warum gehe ich dann immer wieder hin?“

Darüber habe ich bis jetzt nie nachgedacht!“ –

Er schwieg, starnte zu Boden.

Katharina fröstelte.

„Manchmal drängt es mich... die Erinnerungen, weißt du...“

Das hatte Annmargret gesagt – damals, am Hochkreuz!

„Also gut, Kathi“, entschied Johann.
„Morgen, wenn du bei Kräften bist.“

Die Sonne warf ihre ersten Strahlen über den Schlosssee auf das schwarze Gemäuer. Kein Windhauch regte sich.

„Welch ein Anblick“, flüsterte Katharina und erschauerte. Noch nie, davon war sie überzeugt, hatte sie dieses Landschaftsbild derart tief empfunden – Schönes, Erhabenes gepaart mit Unheimlichem, Abgründigem.

Johann hatte einen Arm um ihre Hüfte gelegt, blickte schweigend ebenfalls hinüber zur Insel.

Schließlich wandte er sich seiner Verlobten zu.

„Ja“, sagte er zögernd. „Wie immer – eindrucksvoll. Aber... mir kommt es vor, als

möchten die Mauern hier und jetzt ihr Geheimnis nicht preisgeben...“

Er sah sich um, nahm Katharina an die Hand und führte sie zu einer schlichten Bank in der Nähe, wo sich beide niederließen.

„Ich habe heute Nacht lange wachgelegen“, fuhr er fort. „Habe an die Empfindungen gedacht, die ich hier hatte, besonders bei Wolken und Nebel. Da war mir manchmal, als könnte ich in die Vergangenheit blicken, könnte das Schloss wahrnehmen, wie es einst war – nur für wenige Augenblicke...“

Beklommen hörte sie ihm zu. Hatte sie nicht Ähnliches geträumt?

„Die Kirche lehnt es ja ab“, sagte Johann leise, „aber ich glaube doch, dass ich nicht zum ersten Mal auf dieser Welt bin. Dass ich schon einmal gelebt habe, in einer früheren Zeit...“

„Zur Zeit des Bauernaufstandes“, entfuhr es ihr. Sie zuckte zusammen. Plötzlich, ohne Nachdenken, waren die Worte gekommen. In der Tat, der Pfarrer würde sich hüten, solche Gedanken jemals zu predi-

gen! Aber die Vorstellung wollte sie nicht loslassen.

„Johann, könnte es sein?“, fragte sie zögernd. „Könnte es sein, dass wir alle... du, ich, Annmargret, mein Vater...“

Ihre Stimme zitterte, brach ab.

Er wandte ihr den Blick ganz zu. Sie spürte, wie es in seinem Kopf arbeitete.

„Wenn das wahr sein sollte“, murmelte er, „dann... dann...“

Sein Atem ging schwer, seine Augen spiegelten dunkle Gefühle wider, die sie beunruhigten.

„Es scheint tatsächlich so, als wolle irgendeine Macht uns darauf stoßen, uns mitteilen, was damals geschehen ist.“

Er knetete seine Hände.

„Aber nicht hier“, sagte er schließlich, „nicht hier und jetzt, ich fühlte es vorhin schon. Die schwarzen Mauern schweigen heute.“

Katharinas Blick wanderte zum Hochkreuz. Der Basalt schimmerte in der bereits höher stehenden Sonne. Warum, fragte sie sich, war Annmargret an jenem Tag vom Schloss aus dort hinaufgegangen? Wirklich irgendwelcher Kräuter wegen, wie sie an-

fangs vermutet hatte? Die gab es doch zur Genüge anderswo, und die Wege waren nicht so steil. Schon damals war ihr aufgefallen, dass sie die Alte nie zuvor in der Nähe des Kreuzes angetroffen hatte, und zum Kaufmann ging sie seit vielen Jahren...

Johanns Blick war ihrem gefolgt. Als sie sich einander wieder zuwandten, nickte er leicht. Unwillkürlich fröstelte sie.

Wenig später standen beide von der Bank auf. Zügig, ohne dass sie Weiteres besprochen hatten, verließen sie das Ufer des Sees, gingen durch die Senke auf die Anhöhe zu. Katharina kam es vor, als hätte ein Sog sie erfasst, als wäre jener Traum der vorletzten Nacht zurückgekehrt und wollte nun zu Ende geträumt werden.

Sie erstiegen den Hang, überquerten am Hochkreuz den Weg zum Dorf, folgten einem schmalen Pfad in den Wald hinein. Nach einer Weile verlor sich dieser im Unterholz; aufs Geratewohl schritten sie weiter, durch Gestrüpp und über herabgefallene Äste.

Ungefähr eine Viertelstunde verstrich. Der weiche Boden war jetzt größtenteils

mit Laub bedeckt – brüchigen Blättern von matter, fahler Farbe; die schmächtigen Baumstämme bewucherte an den Wurzeln giftgrünes Moos. Manchmal schrie ein Vogel, den Katharina nicht kannte. Der Klang seiner Stimme missfiel ihr.

Sie starzte auf Johanns Rücken. Er war vorausgegangen, noch immer hatten sie kein Wort gewechselt. Ein Kloß saß ihr im Hals. Das Gefühl der Entfremdung verstärkte sich mit jedem Schritt. Gehörte diese Welt, in die sie hier vordrang, tatsächlich noch zu ihrer vertrauten Heimat? Rasch fuhr sie sich mit der Hand über die Augen.

Der Waldboden wurde immer weicher. Sie mussten achten, dass sie nicht zu tief einsanken. Ohne Zögern aber fand Johann einen gangbaren Pfad. Schließlich gelangten sie auf eine Art Damm, der durch Morast und sumpfige Lachen führte. Bald breitete sich ein regelrechter Weiher aus, dessen dunkles Wasser unheimlich schillerte. Hier und da entstiegen Blasen der Tiefe. In der Mitte des Tümpels ragte ein einzelner, abgestorbener Baum empor; sein mächtiges Wurzelwerk bildete eine Höhle

und Insel. Dort, sah Katharina, endete der Damm.

Als sie den Baum erreicht hatten, wandte Johann sich um, griff ihre Hände. Sein Gesichtsausdruck verwirrte sie. Er schien leicht entrückt, in seinen Augen glomm ein seltsames Licht.

„Mir ist, als wäre ich hierhergeleitet worden“, sagte er mit heiserer Stimme.
„Nun werden wir sehen...“

„Johann, was soll das bedeuten? Was...“

Er ließ ihre Hände los, beugte sich vor dem Wurzelwerk nieder, spähte hinein. Zögernd trat sie an seine Seite. Eine Weile dauerte es, bis sich ihre Augen an das Dunkle gewöhnt hatten. Mit einem Aufstöhnen fuhr sie zusammen.

Aus der morastigen Düsternis starrte ihr etwas entgegen: zwei Höhlungen in bleichem Gebein – unter zerrissener, lederner Haut.

Katharina musste sich fassen, bevor sie einen weiteren Blick riskierte.

Die mumifizierte Leiche trug noch Fetzen von Kleidung. Sie war ein wenig zur Seite gesunken, hatte die Arme über die Brust gelegt. In ihren Händen ruhte, von

feuchtem Schmutz überzogen, ein hünnereigroßer blauer Stein.

„Johann...“, stammelte Katharina, „was um alles in der Welt...“

Er murmelte unverständlich. Dann hockte er sich hin, streckte vorsichtig eine Hand aus, griff ins Innere des Gewölbes, nach dem Kleinod. Und es schien, als würde die Leiche ihre Umklammerung lösen. Die knochigen Hände sanken auseinander, der Schädel neigte sich nach vorne. Wenige Augenblicke später fiel das Gerippe in sich zusammen.

Johann zog den Stein heraus, legte ihn in beide Hände, verharrete in andächtigem Schweigen.

„Der Lapislazuli des Schlosses“, sagte er schließlich. In seiner Stimme lag eine tiefe Ehrfurcht, Ergebenheit, die Katharina noch nie bei ihm wahrgenommen hatte.

„Sieh, nun weiß ich alles.“

„Woher?“, fragte sie verstört. „Woher willst du...“

„Berühre ihn!“, erwiderte er. „Und du wirst sehen und ebenfalls wissen!“

Er führte ihre Hand an den Stein – so unvermutet, dass sie gar nicht daran dachte, sie zurückzuhalten.

Im gleichen Augenblick drang ein Kribbeln durch ihre Finger, ließ ihren Arm empor, breitete sich in ihrem Oberkörper aus. Zuletzt stieg es ihr in den Kopf. Tatsächlich, sie sah Bilder, bewegte, lose zusammenhängende Bilder, in traumgleichem Wechsel. Und sie kamen ihr so vertraut vor...

Das Tor des Schlosses öffnet sich – hinaus tritt ein Pferd, gesattelt, am Zügel geführt von der jungen Gräfin Isabella von Schwarzenfels. Zwei zurückbleibende Knechte schütteln den Kopf, der alte Graf Harbard im Hintergrund schimpft: „Mein einziges Kind... viel zu leichtsinnig... in diesen Zeiten... ich sollte es dir verbieten...“ –

Über Feld und Flur reitet die Gräfin, reitet im Galopp durch einen Bachlauf, reitet in den Wald hinein. –

Da steht Gretel, die Kräuterfrau, die Dorfhexe; Isabella steigt aus dem Sattel. Seit ihrer Kindheit kennt sie die Alte. Oft ruft man sie ins Schloss, wenn ein Mensch oder Pferd

krank ist, obwohl man ihr nicht recht über den Weg traut.

Munter schwatzt Gretel mit der Gräfin, hält ihr ein Gewächs aus ihrem Korb hin, an dem sie riechen soll.

Die beiden merken gar nicht, dass sie beobachtet werden, dass dunkle Gestalten sie umstellen. Ein Mann tritt aus dem Dickicht, in abgewetzten Kleidern, zieht höflich vor Isabella den Hut.

„Gnädige Frau, ich darf Euch bitten, mir und meinen Männern ohne Widerstand zu folgen...“ Erschrocken fährt sie auf. Doch der Mann – sieht stattlich aus... –

Über den Weg zum Schloss hastet Gretel; im Auftrag der Aufständischen soll sie dem Grafen die Botschaft bringen. –

Isabella sitzt an der Quelle nahe beim Waldunterschlupf der Schar. Neben ihr der Anführer. Die Augen der jungen Frau leuchten, wenn sie ihn ansieht. –

Aus den umliegenden Dörfern rotten sich immer mehr Menschen zusammen. Der rasende Unmut erfasst die Unterdrückten der Gegend vollends. –

Im steinernen Saal steht Herr Harbard mit bleichem Gesicht. Eine Hand umklammert den

Weinkelch. Soeben wollte er der Forderung der Entführer nachgeben, da berichtet ihm ein Späher: Seine Tochter sei gar nicht wider ihren Willen verschleppt worden – nein, sie mache gemeinsame Sache mit den Schurken! Er habe sie gesehen, in innigster Umarmung mit dem berüchtigten Ferdinand Waleram... Und alles gerate nun aus den Fugen, ein gewaltiger Pöbel sammle sich im Dorf...

Voller Zorn schleudert Herr Harbard den Kelch von sich.

„Elende, verfluchte Bauerndirne, du bist mein Kind nicht mehr! An den Schandpfahl... Schandpfahl mit dir!“

Wie Blut läuft das Getränk über den Boden.

Der alte Graf ächzt, greift sich an die Schläfe. Dann wankt er aus dem Saal, quält sich die Wendeltreppe hinauf zur Turmkammer.

Mit dem einzigen passenden Schlüssel, den er stets bei sich trägt, öffnet er die eisenbeschlagene Tür. Inmitten der Kammer, auf einer Basaltsäule, ruht das Kostbarste, was er sein Eigen nennt: der Lapislazuli seines Großvaters aus Ägypten.

Zitternd greift er nach dem Stein, birgt ihn im Gewand. Als er aus dem Fenster blickt, sieht er die Volksmassen mit erhobenen Fäu-

sten, Spießen, Knütteln und Flegeln vorrücken. Noch einmal kehrt die alte Kraft in ihn zurück. Er eilt die Treppe hinab, eilt weiter bis in die tiefsten Kellergewölbe. Dort gibt es einen unterirdischen Gang... –

Die schreienden, johlenden Horden tobten auf das Schloss zu, sprengen das Tor, stürmen ins Innere. Die Meute plündert, reißt an sich, was sie finden kann. Und es verlangt sie nach mehr, nach Mord – doch wo sind die Bewohner? Sollte allen, wie dem Grafen, die Flucht gelungen sein? Brennende Fackeln werden geschleudert, Rauch quillt, Flammen lodern empor... –

Tief im Wald. In Stille und Einsamkeit tut Herr Harbard von Schwarzenfels alle weltlichen Gewänder ab. Nur sein Unterkleid behält er am Leib. Dann fällt er vor einem Baum nieder auf die Knie, legt den blauen Stein vor sich auf den Boden, faltet mühsam die Hände.

„Herr, vergib mir meine Sünden. Hier will ich bleiben und büßen bis zu meinem Tod...“

Katharina schrak auf, ließ die Hand sinken. Betroffen suchte sie Johanns Blick. Allmählich wandte er sich ihr zu, schaute sie ruhig an. Das seltsame Schimmern in seinen Au-

gen war etwas zurückgegangen; sanfter glommen sie nun als vorhin.

Lange schwiegen beide.

„Es wird Zeit“, sagte er schließlich, „dass du den Stein deinem Vater bringst. Lege ihn auf seine Brust, er wird gesund.“

Ihre Lippen bebten. Sie wollte etwas erwidern, aber fand noch immer keine Worte.

Johann griff nach ihrer Hand, die herabgeglitten war, legte den Lapislazuli hinein. Behutsam schloss er ihre Finger darum, zog Katharina an sich, küsste ihr die Stirn.

„Ich“, fuhr er fort, „werde hier bleiben, den Toten ehrenvoll bestatten... – und dann...“

MONDSCHEINKIND

Daniela Schmidt

Mein Name ist Gabriel und ich bin ein Kind des Mondes.

Ich leide an einer Krankheit, die sich Mondscheinkrankheit nennt. Ich bin 10 Jahre alt und werde wahrscheinlich nicht mehr lange Leben, denn wir Mondscheinkinder, sterben meist im ersten Lebensjahrzehnt, haben mir die Ärzte gesagt. Den ganzen Tag verbringe ich im Haus meiner Eltern, in einem Schutzanzug und trage die meiste Zeit über einen Helm. Ich fühle mich fremde. Ich darf nicht in die Nähe der Sonne, obwohl ich sie über alles liebe und mir nichts sehnlicher wünsche, als ihr einmal zu begegnen. Nur manchmal, da schenkt mir das Leben ein Paradies aber versteckt es in Rosen, die ich nicht greifen kann. Ich darf immer nur hören, wie andere Kinder in

meinem Alter draußen mit der Sonne spielen, sie am Morgen begrüßen, ihr die Hand entgegen strecken und mit ihr, Hand in Hand Baden gehen, an einen See, im Schwimmbad oder sich einfach nur die Sonne auf ihre Haut scheinen lassen.

Ich bin wie ein Spiegel, so zerbrechlich, sagt meine Mutter, dass nur ein Lichtstrahl mich verbrennen könnte. Manchmal, da fühle ich mich wie ein Vampir, der langsam zu bröseln beginnt, wenn er der Sonne einen guten Tag wünscht.

Ich bin ganz Nacht geworden, weil der Tag mir so fremd ist. Seit meiner Geburt kenne ich nichts anderes. Meine Eltern sorgen sich um mich, beschützen mich vor der Sonne, aber wer bringt mich ins Leben?! Ich habe vielleicht noch ein paar Monate zu leben, vielleicht ein Jahr.

Ja, ich bin einsam da draußen. Freund habe ich keine, zur Schule kann ich auch nicht gehen. Unter der Woche kommt öfter ein Privatlehrer zu mir und unterrichtet mich in allen Schulfächern. Ich hätte gerne Sonnenkunde gehabt, aber die gab es nicht. Mein Tag beginnt ja in der Nacht.

Ich bin in der Nacht wach, denn da beginnt mein Tag, ich stehe auf, ziehe mich an, und mache mich für den Tag fertig.

Meist spiele ich zu Hause, mit irgendwelchem leblosen Spielzeug, dass mir die Menschen nicht ersetzen kann. Ich würde so gerne mit anderen Kindern spielen und einfach nur Kind sein. Ich lese sehr viel, am liebsten mag ich Bücher über Zauberei und wünschte, ich könnte auch zaubern, dann würde ich die Sonne wegzaubern, nur für einen Tag. In der Nacht gehe ich sehr oft nach draußen spazieren, der Mond, ist mein Freund, ich laufe dann durch die Straßen, ohne meinen Anzug, schau in die Gärten, schau in die Häuser hinein. Ich schleiche mich dann immer an ihre Fenster, um zu sehen, wie sie leben. Leider ist nachts oder am späten Abend fast keiner mehr auf den Straßen, die Kinder müssen früh zu Bett.

Draußen ist es so still, ich höre die Grillen singen, der Wind weht mir durch mein Haar. Wir haben Sommer und ich kann ohne Pullover nach draußen.

Ich setze mich dann immer in den Garten auf meine Schaukel und schaukeln dem Mond entgegen.

„Ach, wäre doch nur ein Freund hier und könnte mit mir schaukeln.“

Manchmal fühle ich mich wie ein kleiner Mann vom Mond, jemand, der die Sprache der anderen nicht versteht. Vielleicht versteht auch niemand, was ich sage.

MONSIEUR JACQUES UND DAS GLÜCK

Daniela Schmidt

Jacques lag an einem wunderschönen Sonntagnachmittag, wie an fast jeden Tag auf dem Schreibtisch seines Besitzers Lukas Browslowski. Den ganzen Tag lang, konnte Jacques nichts anderes tun, als an die Decke starren oder sich mit den anderen Gegenständen, wie Lineal, Schreibtischlampe, Lucher, Bleistift usw. unterhalten. Sofern er nicht auf den Bauch gedreht oder wieder einmal irgendwo vergessen wurde. Jacques erlebte im Laufe seines Lebens die schönsten Abenteuer und ging auf unzählige Reisen, quer durch die Welt. Er wurde von Familie zu Familie weitergereicht.

Jacques war sehr alt aber immer noch sehr funktionstüchtig. Wenn er einmal leer wurde, das heißt, wenn ihm die Tinte aus-

ging, nahm man ihn in den Schreibwarenhandel mit und füllte ihn mit frischer Tinte auf. Eines schönen Tages, als Jacques sich wieder einmal durch den Tag träumte, legte Lukas ihm unerwartet einen Tintenkiller zur Seite und Jacques verliebte sich unsterblich in die Dame, die für einige Zeit bei den Browslowskis zu Besuch war. Alberta interessierte sich zunächst nicht für Jacques, sie wirkte eingebildet, eitel und selbstverliebt. Sie hatte eine manipulative Persönlichkeit, sofern man das von einer Tintenkiller Dame behaupten konnte. Alberta würdigte ihn keines Blickes, aber Jacques war unsterblich in sie verliebt und tat alles um ihre Aufmerksamkeit zu erregen.

An einem Montagmorgen erfuhr Alberta, dass Jacques mal wieder in den Schreibwarenhandel gebracht werden sollte, um seine Tinte aufzufüllen und beschloss sich ihm anzuschließen. Sie wollte unbedingt raus in die weite Welt, das Leben sehen, die Welt und den Augenblick genießen, koste es, was es wolle. Denn ein Tintenkiller Dasein war alles andere als schön. Tintenkiller wurden benutzt um Fehler zu korrigieren

und die meisten Kinder kauten auf ihren Köpfen herum oder verbrauchten sie schon nach kurzer Zeit, so das die Lebensdauer eines Tintenkillers nicht sehr lange war. Alberta fing nun an, auf Jacques Annäherungsversuchen einzugehen, um ihn geschickt so zu manipulieren, dass er ihr alle Wünsche erfüllte. So verliebt, wie er gewesen war, war das eine leichte Angelegenheit.

Er konnte ihr aber keine großen Versprechungen machen, denn wer war er schon? Nicht mehr als ein einfacher alter Füllfederhalter. Und wie sollte er auf sich aufmerksam machen? Jacques unterhielt sich nie mit den Menschen. Er konnte Gegenstände bitte, etwas für ihn zu tun, mehr aber auch nicht. Doch plötzlich hatte er eine Idee. Jacques beschloss seine restliche Tinte auf dem Schreibtisch auslaufen zu lassen und bat Alberta, sich direkt neben ihn zu legen. Er hoffte, wenn er auslaufen würde und Lukas Hände voller Tinte wären, er zur Sicherheit lieber den Tintenkiller mitnehmen würde, um ein weiteres Unglück zu verhindern.

Sein Plan ging auf. Lukas nahm seinen Füllfederhalter in die Finger, die Tinte lief aus und färbte seine rechte Hand blau. Fluchend und genervt zugleich griff Lukas nach Alberta und löschte die Tinte vom Finger und Schreibtisch. Er stöpselte die Tintenkiller Dame zu, wickelte Jacques in ein Papiertaschentuch und machte sich auf den Weg zum Schreibwarenhandel. Alberta war aufgeregt wie ein kleines Kind und quatschte Jacques die ganze Zeit über die Ohren voll. Sie lagen beide in Lukas Brusttasche und kamen sich näher. Jacques erhoffte sich nun mehr, aber Alberta hielt ihn immer wieder auf Distanz, weil sie ein anderes Ziel verfolgte.

Im Schreibwarenhandel angekommen, übergab Lukas seinen Füllfederhalter dem Verkäufer, legte Alberta daneben und kaufte noch ein paar Artikel für zu Hause ein. Das war Albertas Chance, geschickt rollte sie sich, als der Verkäufer nicht hinsah, vom Tisch, über den Fußboden und landete unter einem Regal. Sie hatte es endlich geschafft. Alberta war frei und Jacques tot unglücklich. Sie hatte ihn nur benutzt um ihr Ziel zu erreichen, die Freiheit. Jacques

Tinte wurde ausgewechselt und Alberta von Lukas vergessen. Jacques verkraftete seinen Verlust nicht und wurde immer trauriger. Er sprach immer weniger, zog sich in sich zurück, mied jeden Kontakt mit den anderen. Seine Tinte schien immer mehr zu verblasen, bis sie eines Tages restlos auslief und er mit dem Schreiben aufhörte. Jacques weigerte sich auch nur einen Buchstaben zu schreiben, keine Tinte mehr zu vergießen, weil er Alberta so schrecklich vermisste.

Aber nur wenige Wochen später, kurz bevor er völlig auseinanderbrach, kam Elvira, eine süße junge Tintenkiller Dame zu Besuch. Lukas hatte sie im Schreibwarenhandel gekauft, weil er seinen letzten Tintenkiller offensichtlich verloren hatte. Sie wurde frisch geliefert und kam aus Kanada. Elvira schaffte es durch ihre wundervolle Ausstrahlung, Ehrlichkeit, Treue und Zuneigung zu Jacques, das gebrochene Herz des Füllfederhalters zu heilen. Jacques hatte sich schon längst aufgegeben aber durch Elviras Liebe schrieb er schöner denn je.

PIK ASS

Daniela Schmidt

Nebelige Sorgen durchwanderten Elenas Gedanken. Fragen nach einer Zukunft, bahnten sich einen Weg durch ihren Kopf. Sie war gerade mit ihrem Freund Florestan von Sofia nach Budapest gezogen. Das Fremde war sehr verführerisch und lockte hungrige Geister an. Da beide nicht sehr viel Geld zur Verfügung hatten, lag es nahe, in eine Stadt zu ziehen, die nicht sehr weit weg lag. Elena arbeitete bis vor kurzem noch in Sofia, in einer Parfümerie als Kosmetikerin. Die Filiale musste schließen. Der Internetverkauf bedrohte viele kleine Geschäfte.

Florestan arbeitete als Tischler in einem kleinen selbständigen Betrieb. Auf Grund der niedrigen Auftragslage, musste der Betrieb einige Tischler entlassen. Die Arbeitslosigkeit bedrohte Teile von Europa. Das

junge Paar, dass gerade die Mitte der Zwanzig erreicht hatte, war auf der Suche nach einer neuen Anstellung in Budapest. Bekannte des Paars hatten ihnen erzählt, dass sie in Budapest bessere Möglichkeiten hätten eine Anstellung zu finden. Die Ersparnisse reichten gerade noch aus, um einige Wochen ohne Arbeit auszukommen. Eine Wohnung fanden sie schnell. Sie war billig und leicht heruntergekommen.

Es war noch früh am Morgen. Draußen war es trüb und gespenstisch still. Der Herbstwind pfiff durch die Straßen und schlug dabei an die alten Fensterscheiben. Elena drehte die Zimmerlampe herunter und stellte sie auf den Fußboden. Das Licht flackerte an den Wänden und warf dabei dämonische Schatten. Florestan war gerade heimgekommen. Ein Blick auf die Uhr, es war kurz vor zehn. Er kaufte jeden Morgen eine Zeitung am Kiosk, um sich die Stellenanzeigen durchzulesen. Dabei ging er durch die Straßen von Budapest, um nach Aushängen zu suchen oder direkt in Werkstätten nachzufragen.

Es war nicht leicht Arbeit zu finden. Der Süden war neben dem Osten am stärksten

von der Arbeitslosigkeit betroffen. Griechenland, Italien, Spanien, die Balkanländer, litten unter der Wirtschaftskrise. In Paris schliefen die Menschen teilweise in Zelten unter der Brücke, obwohl sie einer geregelten Arbeit nachgingen und sich eigentlich eine Wohnung leisten konnten. Nicht aber in Paris. Hier kostete eine Einzimmerwohnung umgerechnet bis zu 1000 Euro. Unbezahlbar. In Russland breiteten sich die neureichen Russen aus und spaltete das Land. Die arme Bevölkerung hatte nicht einmal Strom, um die Stube zu beleuchten.

Die Griechen hassten die Deutschen und machten sie für den Zerfall des Landes verantwortlich. Und der Staat steckte sich das Geld der Rettungspakete in die Taschen. Die Schulden wurden nur minimal getilgt. In der Ukraine tobten währenddessen wilde Straßenkämpfe, die den Sturz des Parlaments forderten. Putin schickte seine Soldaten. Und Ungarn? Ungarn entwickelte sich neben Bulgarien immer mehr zu einem rechtsextremen Land, mochte Budapest auch noch so modern erscheinen, der Hass loderte in den Herzen der Menschen. Überfälle auf Gotteshäuser und Ausländer ge-

hörten zur Tagesordnung. In Deutschland häuften sich die Brandanschläge auf Asylanten, Migranten und Kriegsflüchtlinge aus Bulgarien, Rumänien und Syrien. Nach dem Entschluss der Schweiz, die Zuwanderung von Ausländern zu begrenzen, wurden die Stimmen in Europa immer lauter. Nach einer Umfrage Zufolge, waren über die Hälfte der Briten, Österreicher, Deutsche, Dänen, Holländer und Franzosen für eine Zuwanderungsbegrenzung. Die Geburtsstunde eines Anti Europas.

Elena erhob sich aus dem Bett und machte sich vor dem Badezimmerspiegel zurecht. Sie kämmte sorgsam ihr langes blondes Haar, dass goldgelb im Morgenlicht schimmerte. Das Haar trug sie meist offen und wehte damit durch den Herbstwind. Elena legte eine Gesichtsmaske aus Joghurt auf und ein paar Gurkenscheiben auf die Augen.

Florestan konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen, als er das Gruselgesicht seiner Liebsten erblickte. Seine Freundin legte sehr viel Wert auf ihr Äußeres, um nicht zu sagen, drehte sich in ihrem Leben alles um Schönheit, Mode und Luxus. Ein Hauch von

Diors Midnight Poison lies sich auf ihrem Nacken nieder. Die zarten Duftperlen wirbelten durch das Zimmer. Ein edler und sündhaft teurer Morgenmantel aus Seide, umhüllte ihre samtweiche Haut, die nach Lotion roch. Florestan war so ziemlich das Gegenteil. Seine Hände rochen nach Holz und Leim. Sie waren grob und meist verschmutzt. In seiner Freizeit entwarf er Möbel. Aus Mode machte er sich nichts, ihm war die Welt der Schönen und Reichen fremd.

Er setzte in der Zwischenzeit Kaffee auf. Der Duft der Kaffeebohnen stieg Elena in die Nase, so dass sie sich beeilte, um in den Genuss eines frisch aufgebrühten Kaffees zu kommen.

Am Küchentisch nahm sie die Gurkenscheiben von den Augen und durchblätterte eine Modezeitung, auf der Suche nach den neuesten Trends und Gerüchten aus der Promiwelt. Sie las ihrem Freund die wichtigsten Nachrichten aus der Sparte Klatsch und Tratsch vor. Aufmerksam hörte er ihr zu, obwohl er eigentlich so gut wie gar nichts davon verstand. Es schien ihn den-

noch zu interessieren, vielleicht weil es ein Teil von ihr war.

„Ich habe heute ein Vorstellungsgespräch,“ teilte sie ihm ungeduldig und voller Vorfreude mit.

Florestan schien überrascht. „Wo?“

„In einer Parfümerie, im Zentrum von Budapest.“

„Wenn das klappt, hätten wir eine Sorge weniger“, schnaubte er hoffnungsvoll.

„Ich denke schon dass es klappen wird, warum sollten sie mich nicht nehmen? Ich sehe gut aus, rieche gut, bin gepflegt, verstehe meine Arbeit und habe eine abgeschlossene Ausbildung,“ erwiderte sie ihm mit einem vorwurfsvollen Blick.

Florestan musste ein wenig schmunzeln. An Selbstbewusstsein hatte es ihr noch nie gemangelt. Es war ihr Auftreten, ihre Erscheinung und die Art wie sie ging. Sie hatte etwas, dass die Menschen Charme oder Charisma nannten. Doch als er ihr von einem Großauftrag erzählen wollte, den er vielleicht bekommen würde, hörte sie ihm nicht richtig zu. Stattdessen unterbrach sie ihn immer wieder in seinem Redefluss, lakkierte ihre Fingernägel und ging desinter-

essiert ins Badezimmer. Florestan lächelte enttäuscht die Situation weg.

„Schatz, wenn ich erst einmal den Job habe, könnten wir doch die Räume hier tapetieren. Ich würde das Badezimmer in ein zartes Rosa streichen“, rief sie ihm zu.

„Ich denke wir sollten abwarten bis du den Job hast und dann das Geld für notwendige Dinge ausgeben. Wir haben noch immer keinen Wohnzimmerschrank.“

„Ja, da können wir doch Regale an die Wand schrauben, also du,“ sagte sie und lachte dabei. „Du weißt ja, dass ich nicht sonderlich begabt darin bin, Schrauben in die Wand zu bohren oder Möbel aufzubauen, dafür habe ich ja dich.“

Florestan lächelte verlegen.

„Falls ich eine Anstellung bekommen sollte, haben wir ja zwei Gehältern, dann können wir noch einmal darüber reden.“

Elena sah auf die Uhr. Sie war spät dran und musste sich beeilen, um nicht zu spät zum Vorstellungsgespräch zu kommen. Florestan wollte noch einmal beim Arbeitsamt nachfragen, ob eine Stelle frei war. Das Paar verließ gemeinsam die kleine Altbauwohnung in der Batthany. Die Treppen im

Hausflur machten beim betreten Geräusche. Das Holz war morsch und man befürchtete, dass die Stufen bei jedem Schritt einstürzen würden. Doch gerade als sie auf dem Weg zur Bushaltestelle waren, lief ihnen eine kleine gebückte Frau entgegen.

Knochig und gebrechlich wirkte sie auf das junge Paar. Schwarze Tücher umhüllten ihr Wesen. Der Rock reichte bis an die Knöchel. Ein zarter Wind wehte ihren Schal durch die Luft. Sie versuchte ihn immer wieder um den Hals zu wickeln. Die alte Dame knöpfte ihre Weste zu und richtete sich vor den Beiden auf. Elena dachte zunächst, dass die Frau eine Bettlerin war oder ihnen etwas verkaufen wollte. Florestan nahm sich ihrer an und hörte ihr aufmerksam zu. Aber die Frau schien eher an Elena interessiert zu sein. Sie schnappte sich ihre Hand und drehte sie herum, so dass sie in die Handflächen schauen konnte. Elena wollte zunächst ihre Hand zurück ziehen, weil sie die Frau für eine Wahrsagerin oder Zigeunerin hielt. Ihr Freund bat sie den Spaß mitzumachen.

„Wir bezahlen aber nicht“, sagte Elena unfreundlich. Die Dame sprach sehr lang-

sam und leise auf Ungarisch. Elena verstand kein Wort. Florestan konnte die Sprache ein wenig und versuchte zu übersetzen.

„Ich habe Sie aus einer großen Entfernung gespürt. Mein Gefühl hat mich hierher gebracht, um Ihnen eine Nachricht zu überbringen.“ Florestan übersetzte.

Elena sprach verachtend zu der alten Dame: „Nachricht? Von wem? Das ist doch wieder irgend so eine Masche, um mir das Geld aus der Tasche zu ziehen. Jetzt sagen Sie mir noch, dass ein dunkler Geist über mir schwebt, damit ich Ihr Weihwasser kaufe.“

Florestan übersetzte so gut er konnte.

Die alte Frau antwortete: „Ich will kein Geld, meine Gabe ist kostenlos. Mir ist egal, was Sie denken, ich bin nur gekommen, um Ihnen diese Nachricht zu überbringen. Die alte Dame strich über Elenas Hand und las in ihr wie aus einem Buch. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich. Dann murmelte sie unverständlich und in einer anderen Sprache vor sich hin. Danach hob sie ihren Kopf und sah Elena direkt in die Augen: „Gehen Sie in den Stadtwald, wandern Sie. Dort wird eine wunderschöne alte Burg

Namens Vajdahunyad Ihre Seele befreien. Aber gehen Sie erst spät am Nachmittag, kurz bevor die Tore schließen, damit Sie alleine sind.“

Ein Moment der Stille umhüllte die Straße. „Und was soll ich da?“

„Das werden Sie dort erfahren Elena, mehr kann ich nicht sagen.“

„Woher kennen Sie meinen Namen?“, fragte sie verwundert.

Doch die alte Dame schwieg, lies Elenas Hand los, drehte sich um und verschwand ohne ein weiteres Wort zu sagen im Nebel des Morgens. Die beiden sahen der Frau hinterher.

„Was war das denn?“, fragte Elena.

„Ich habe keine Ahnung, aber wenn du dich jetzt nicht beeilst, kommst du zu spät zu deinem Vorstellungsgespräch“, sagte Florestan und zeigte dabei auf seine Armbanduhr.

Elena erschrak. „Ach du meine Güte, aber den Bus könnte ich noch bekommen,“ sagte sie und rannte los. Florestan schlenderte Gedanken vertieft durch die Straßen von Budapest und dachte dabei an die alte Dame. Er fragte sich woher sie ihren Na-

men wusste und was es mit der Burg auf sich hatte. Elena hatte währenddessen Glück, sie schaffte es gerade noch den Bus zu erwischen.

Während der Fahrt musste sie ebenfalls an die alte Dame denken. Ihre Gedanken kreisten. Viele Fragen wirbelten ihr durch den Kopf. „Wer war die Frau? Woher kam sie? Elena sah in die Gesichter der Menschen, sie wirkten trostlos und frustriert. Keiner lächelte. Die meisten trugen Kopfhörer oder starrten auf ihre Handy. Es unterhielt sich niemand miteinander. Vielleicht lag es auch daran, dass es noch früh am morgen gewesen war. Antworten fand sie in keinem der Gesichter.

Als der Bus nach einer Weile an der Haltestelle stoppte, warf sie einen Blick auf die Uhr. Sie war fünfzehn Minuten zu spät, konnte aber schlecht erklären, warum sie zu spät kam. Man würde sie wohl für verrückt halten. Völlig außer Atem, kam sie an der Parfümerie an, grüßte eine sehr hübsche und gepflegte Frau, mittleren Alters, die sie höflich empfing. Die Frau trug Make-up von Chanel oder Lancome. Aber die Miene der Dame schien sich immer mehr zu

verfinstern. Elena entschuldigte sich mehrfach für ihr zu spät kommen und versicherte immer wieder, dass sie eigentlich ein sehr pünktlicher und zuverlässiger Mensch sei, nur eben nicht heute!

Sie tischte ihr eine Lüge auf und sagte, dass sie den Bus verpasst habe. Und das der Bus dann noch warten musste, weil sich auf der Straße ein kleiner Stau gebildet hatte. Angeblich wegen eines Unfalles. Frau Can, beließ es erst einmal dabei und schien auf weitere Details zu verzichten. Frau Can bat Elena nach Hinter in ein kleines Zimmer, das wie ein Aufenthaltsraum aussah. Jacken hingen an Haken, Kaffeetassen standen herum. Jetzt musste sie sich etwas einfallen lassen, um von sich zu überzeugen. Selbstbewusst, freundlich und professionell, trat sie auf.

Und Frau Can war begeistert, so dass sie das zu spät kommen von vorhin zu vergessen schien. Das Gespräch lockerte sich allmählich und sie verstanden sich gut. Frau Can zeigte ihr die Parfümerie und die Abteilung für kosmetische Behandlungen. Elena würde ihr eigenes Behandlungszimmer bekommen und ab und zu für einige

Stunden vorne im Verkauf an der Kasse arbeiten. Das Gehalt stimmte auch. Frau Can machte sie mit den anderen Mitarbeitern bekannt. Sie hatte einen guten Ruf zu verlieren und achtete akribisch genau darauf, dass die gehobene Kundschaft bevorzugt behandelt wird. Nach etwa einer Stunde hatte Elena alles gesehen und Frau Can fragte gleich, wann sie anfangen könne, da dringend eine Verstärkung benötigt wird. Das war ein gutes Zeichen. Elena hatte den Job und sagte sofort zu.

Mit einem breiten Lächeln verließ sie die Parfümerie und überlegte sich, was sie sich jetzt zur Belohnung kaufen könnte. Jetzt, wo sie den Job doch sicher in der Tasche hatte. „Ich brauche natürlich neues Make-up und Schuhe, eine Hose und eine Bluse“, dachte sie sich und machte sich ohne zu zögern auf den Weg in die Geschäfte. Dabei konnte sie an keinem Spiegel vorbei gehen, ohne ihre Kleidung zu korrigieren und ihr Gesicht anzusehen, den Lippenstift nachzuziehen, ein wenig mehr Rouge aufzutragen. Schmuck, ein neues Oberteil, eine Hose und ein paar Schuhe und schon war sie knapp 300 Euro los.

Elena konnte es kaum erwarten nach Hause zu kommen, um Florestan die tollen Sachen zu zeigen und die gute Nachricht zu verkünden. Doch als sie zu Hause ankam, fand sie nur eine leere Wohnung vor. Sie packte die Kleidung aus und zog sie sofort an, um zu sehen, wie gut sie darin aussah. Wie ein Modell lief sie durch die Wohnung. Florestan kam etwa eine Stunde später nach Hause. Seine Miene lies nichts Gutes erahnen. Die Tür fiel schweigend in das Schloss, der Schlüssel leblos auf die Kommode.

„Schatz, du bist ja schon zurück, wie war dein Vorstellungsgespräch?“, fragte er und klang dabei erschöpft.

Elena tanzte ihrem Freund entgegen.
„Ich eingekauft.“

„Was?! Aber du weißt doch das wir kein Geld haben und sparen müssen. Wie viel hast du ausgegeben?“, fragte er und klang dabei, als ahne er nichts Gutes.

„Ach, das spielt doch keine Rolle, sieh es einfach als Investition.“

„Investition? Was soll das heißen?“

„Ich habe den Job und fange morgen an. Bring uns zwei Gläser ins Wohnzimmer, heute gibt es Champagner.“

Florestan fiel seiner Freundin erleichtert um den Hals und drückte sie fest an sich. „Ich freue mich so sehr, dass du die Arbeit bekommen hast. Ich war heute leider nicht erfolgreich.“

„Sei nicht traurig, morgen klappt es bestimmt. Bis dahin, versorge ich dich eben mit. Ich bekomme sogar ein eigenes Behandlungszimmer. Das Gehalt stimmt auch.“

„In Ordnung und jetzt verrate mir, was du für die Sachen hier ausgegeben hast.“

„Das ist doch nebensächlich. Ich muss bei der Arbeit gut aussehen, das ist wichtig.“

„Wie viel?“, fragte er beharrlich nach.

„Etwas um die 300 Euro“, murmelte sie leise vor sich hin.

Florestan fiel fast um vor Schreck. „Oh mein Gott, dass ist nicht dein Ernst oder?“

„Ach, mach dir doch keine Sorgen. Wenn ich erst einmal Kunden habe, bekomme ich Trinkgeld und werde bar bezahlt. Vertrau

mir, mit meinem Charme kriege ich sie alle,” sagte sie und zwinkerte ihm dabei zu.

Was sollte Florestan jetzt noch dazu sagen? Elena war restlos von sich überzeugt und setzte immer ihren Kopf durch.

Am nächsten Morgen klingelte pünktlich der Wecker. Während Florestan sich noch einmal umdrehte und die Bettdecke über den Kopf zog, sprang Elena fröhlich pfeifend aus dem Bett und streckte ihre Arme dem Morgen entgegen. Im Badezimmer brauchte sie über eine Stunde, um sich fertig zu machen. Haare waschen, duschen, Haarentfernung, Bodylotion auftragen, Gesichtsmasken auflegen und anschließend schminken. Das volle Programm verschluckte Zeit.

Florestan hingegen brauchte nie mehr als eine halbe Stunde im Badezimmer. Männer waren da ohnehin pflegeleichter. Elena zog sich an und überprüfte immer wieder im Spiegel, ob sie gut aussah, die Kleidung richtig saß. Kein Lidstrich durfte daneben gesetzt werden. In der Wohnung hingen ungewöhnlich viele Spiegel. Man konnte sagen, in jedem Zimmer einer. Sie schaffte es pünktlich aus dem Haus und

fuhr mit dem Bus. Die Gesichter der Menschen waren immer noch wie versteinert. Einige zogen ihnen Schal bis zur Nasenspitze, weil es draußen kalt war. Jeder starnte irgendwo ins Leere. Gedanken am Morgen. Probleme fuhren schon immer gerne mit dem Bus. Elena zupfte an ihrer Kleidung und betrachtete sich immer wieder in spiegelnden Flächen. Als der Bus anhielt, beeilte sie sich, denn sie wollte nicht noch einmal zu spät kommen.

In der ersten Woche arbeitete sie sich gut ein, lernte Methoden, die sie nicht kannte sehr schnell und sorgte für eine harmonische Stimmung am Arbeitsplatz. Sie bekam Trinkgeld und konnte neue Bekanntschaften schließen. Einige Damen gaben ihr sogar Visitenkarten oder luden sie zu Partys ein. Die wohlhabenden Ehefrauen und Unternehmerinnen gehörten zu den auserwählten Stammkunden. Es war keine Seltenheit, dass vor der Parfümerie ein teures Auto parkte.

Stammkunden hatten einen besonderen Status und wurden mit Sekt empfangen. Die reichen und schönen Frauen gingen hier ein und aus. Und Elena verglich sich

immer wieder mit ihnen. Sie achtete darauf schlank und schön zu bleiben. Das Essen erbrach sie öfter auf der Toilette. Immer dann wenn es keiner mitbekam. Selbst Schönheitsoperationen käme für sie in Frage. Sie dachte darüber nach, ihre Knie zu korrigieren oder sich eine Rippe brechen zu lassen, damit sie noch schmäler wirkte. Die Haut mit Schleifpapier abzuschmiegeln. Bleaching und Säure für die Poren. Botox für die Wangen, um sie ein wenig voller zu machen. Die Lippen aufspritzen, Brustimplantate setzen.

Ihr Hintern war zu flach und benötigte dringend ein paar Implantate. An ihren Oberschenkeln hatte sie auch etwas auszusetzen und da war noch die Nase, die etwas höher gesetzt werden musste. Unter den Augen waren leichte Falten, immer wenn sie lachte, konnte man sie sehen. Dann, ja dann würde es sicherlich für einige Zeit stimmen. Die Damen die in die Parfümerie kamen, waren auch immer unzufrieden. Frau Dener, eine Kundin sprach Elena auf ihr schönes Aussehen an und fragte sie, ob sie als Modell tätig sei. Doch Elena verneinte mit einer traurigen Miene.

Sie hätte gerne eine Karriere als Laufstegmodell gemacht. Sie wäre gerne mit den großen Modells in Paris oder New York gelaufen. In der Jugend machte sie Aufnahmen für Kataloge, um sich das Taschengeld aufzubessern. Aber den großen Durchbruch hatte sie nie geschafft. Vielleicht war der Konkurrenzkampf zu groß oder sie ertrug die vielen schönen Frauen um sich herum nicht. Ihre Eltern waren sehr fürsorglich. Sie war ein Einzelkind und wurde verwöhnt. Eine kleine Prinzessin die jeden Wunsch erfüllt bekam. Ihre Mutter zerrte die kleine Elena von Wettbewerb zu Wettbewerb, leider mit mäßigem Erfolg. Elenas Mutter wollte selbst einmal Modell werden, aber dann kam ja das Kind und die Figur war ruiniert. Es waren eben andere Zeiten. Zeiten in denen man sich für die Kinder aufgeopfert hatte, um anschließend im Kindesalter, die Schulden wieder durch exzessive Wettbewerbe einzutreiben.

Am darauffolgenden Sonntag beschlossen Elena und Florestan die Wanderung zu machen, den Spuren der alten Dame nachzugehen. Sie wollten endlich die Wahrheit erfahren. Die Burg Vajdahunyad wartete

geduldig, aber das taten Burgen immer, geduldig auf Besucher warten, Zeiten überdauernd und Kriegen trotzen. Elena dachte an einen Schatz oder an eine Geheimzahl, die ihr übermittelt werden sollte. Eine Zahl mit der sie dann um einen Millionengewinn im Lotto spielen sollte. Die Fantasie ging Hand in Hand mit der Euphorie.

Es regnete. Der Herbst wehte mit seiner eisigen Stimme durch die Straßen von Budapest. Die Menschen waren entweder in ihren Häusern oder machten es sich in einem der zahlreichen alten Cafes gemütlich. Ein schmaler Wanderweg führte sie an alten Häusern vorbei, auf dem Weg nach oben in den Stadtwald. Das schlechte Wetter erschwerte ihnen den Gang. Es war sehr spät für einen ausgiebigen Burgbesuch. Doch das junge Paar hatte ohnehin nur ein Ziel vor Augen, eine Antwort zu finden. Die alte Frau hatte ihnen gesagt, dass sie sich kurz vor Torschluss Eintritt verschaffen sollten, dann, wenn die Burg bereits fast leer war.

Elena und Florestan standen erfürchtig vor dem gotischen Burgtor und blickten auf das mächtige Gemäuer vergangener Zeiten.

Die Burg war wunderschön in ihrem Antlitz. Der mittelalterlich errichtete Gebäudekomplex mit einem Burgtor, spitzen Türmen, Giebeln und Zinnen, wirkte edel und graziös. Die Kapelle lag hinter dem romanischen Flügel auf der Ostseite. Zum Osten hin schloss die Burg mit einem schlossartigen Gebäudeteil im klassizistischen und Barockstil ab. Sonst bestimmten vornehmlich Elemente aus Nordungarn und Siebenbürgen das Bild der Burg, insbesondere von der Burg Hunedoara.

Der rechts vom Burgtor gelegene Gebäudeteil war vollständig für das Landwirtschaftsmuseum reserviert. Hier wurden bäuerliches Handwerkszeug, Landmaschinen und verschiedene Dokumentationen der ungarischen Land- und Forstwirtschaft ausgestellt. Die Burg wirkte ein wenig unheimlich. Der Regen wehte ein paar Blätter durch die Luft und der heulende Wind schien zu flüstern. Die Beiden wussten zunächst nicht wohin sie gehen sollten. Eine Wegbeschreibung hatte die alte Dame nicht hinterlassen. Nach etwa einer Stunde konnten sie immer noch nichts Außergewöhnliches entdecken, keinen Hinweis.

Die Burg war wunderschön und groß, aber das war auch schon alles. Einige Zimmer konnte man besuchen, der Botanische Garten war geöffnet. Der Mittagshimmel war inzwischen verdunkelt. Der Abend schien sich anzukündigen. Doch gerade als sie die Hoffnung aufgegeben hatten, wurden sie von einem Lichtstrahl am Burgtor gestoppt. Der helle Strahl fiel genau vor ihre Füße, so dass sie anhielten. Die Beiden folgtem dem Strahl in einen Raum, direkt hinter der Kapelle. Es war kein wirkliches Zimmer, eher eine große Gruft oder Höhle. Elena und Florestan näherten sich vorsichtig. Der Raum war so hell, dass sie sich zunächst die Augen zu hielten, um nicht zu erblinden.

In der Mitte, als das Licht langsam immer schwächer wurde, trauten sie ihre Augen kaum. Unzählige große und kleine Spiegel hingen an den Wänden. Elena ergriff das Wort. „Florestan, sie dir dass mal an, die hängen überall, wie wunderschön.“

Florestan verstand immer noch nichts. „Ob das hier die Antwort war? War dass hier der Grund, warum die alte Dame dich angehalten hatte?“, fragte er.

„Möglich wäre es schon.“

„Aber warum? Ich meine, dass sind nur Spiegel Elena, unwichtige Spiegel.“

„Für die Einen sind es nur Spiegel, für die Anderen ein Selbstbildnis der Schönheit,“ sagte sie, während sie sich in den Spiegeln betrachtete.

Florestan machte sich gar nicht erst die Mühe in einen der Spiegel zu blicken, er blieb am Eingang stehen. „Das ist Zeitverschwendung, dass sind nur Spiegel. Komm, lass uns wieder gehen, bevor die Tore schließen. Ich habe keine Lust hier zu übernachten.“

„Ja, warte, gleich, ich möchte nur kurz in einige Spiegel blicken. Schau dir mal diese Rahmen an. Und das Glas, so edel und klar. In jedem dieser Spiegel sehe ich jünger und schöner aus.“

„Also wenn du mich fragst, ist das eine große Schweinerei, die Dame hat dich entweder reingelegt oder wir sind einer falschen Spur nachgegangen. Vielleicht hätten wir besser in den Burgzimmern nachsehen sollen.“

Doch Elena hörte ihm nicht zu, sie war damit beschäftigt ihr Aussehen im Spiegel

anzuschauen und Fehler zu korrigieren. Die Zeit verstrich. Florestan ermahnte seine Freundin immer wieder sich endlich zu beilegen und zeigte dabei auf seine Uhr. Aber Elena schien in einer anderen Welt zu sein. Alles um sie herum verschwand. Sie konnte nichts hören oder sehen, nichts wahrnehmen außer sich selbst. Ein endloser Rauschzustand.

Florestan blickte erneut auf die Uhr, es war jetzt kurz nach halb sieben. Er konnte seine Freundin endlich dazu bewegen zum Ausgang zu gehen. Am Burgtor musste er jedoch feststellen, dass die Tore verschlossen waren. „Super, wirklich fantastisch, zu! Und was nun? Was sollen wir jetzt tun? Vor morgen früh kommen wir hier sicher nicht mehr heraus. Du musst zur Arbeit,“ brüllte er sie an.

„Jetzt reg dich nicht so auf, wir suchen einfach nach dem Pförtner, der muss ja noch irgendwo herumlaufen.“

Sie machten sich auf den Weg. Was sie jedoch nicht ahnten war, dass es bereits Mitternacht war und die Uhr im Spiegelsaal mal vor und zurück ging, dann wieder stehen blieb. Die Uhren spielten hier verrückt.

Die Zeit war dort eine andere. Als sie nach etwa einer Stunde erfolglos umher geirrt waren, gaben sie auf und versuchten über die Burgmauern zu klettern.

Aber die Mauern waren viel zu hoch und das Gitter unmöglich zu durchdringen. Ihnen blieb nichts anderen übrig, als die Nacht hier zu verbringen und auf den Morgen zu warten. Florestan wurde es mulmig. Sie waren allein auf dem großen Burggelände. Es wurde immer kälter, so dass sie sich einen Unterschlupf suchen mussten. Sein Handy hatte kein Empfang und vor den Mauern der Burg hörte sie niemand rufen.

„Wenn wir schon mal hier sind, warum gehen wir dann nicht in das Spiegelzimmer zurück, dort ist es angenehm warm.“

„Ich traue diesem Raum nicht, Elena. Ich bleibe an der Tür sitzen, du kannst dich ja in die Mitte setzen, dort wo es warm ist.“

Kaum hatte Florestan seinen Satz beendet, packte ihn seine Freundin an der Hand und lief mit ihm zurück. Elena tanzte von einer Ecke zur anderen, als ob sie in einen Jungbrunnen gefallen war und sich wie ein Kind fühlte. Florestan war nach einer Weile

an einer Wand eingenickt. Sie hingegen machte kein Auge zu und war im Rausch. Die Spiegel schienen sie zu verschlingen. Elena hatte zeitweise das Gefühl in einen der Spiegel überzugehen, sich darin aufzulösen.

Einige Stunden später wurde Florestan vom Gemurmel fremder Stimmen geweckt. Er musste sich zunächst orientieren, wo er war. Dann blickte er auf seine Uhr, es war erst nach zwei, also noch mitten in der Nacht. In Wirklichkeit war es bereits gegen acht Uhr in der Früh. Verwirrt stand er auf, um nach Elena zu suchen, doch sie war nicht mehr hier! Er rieb sich die Augen und schaute überall nach. An den Wänden hingen auch keine Spiegel mehr. Sie waren plötzlich verschwunden. Hatte er das alles etwa nur geträumt?

Florestan verstand nichts mehr und eilte ängstlich nach draußen. Als er dort die Stimmen hörte, versteckte er sich hinter einen der Büsche und wartete bis sich die Tore wieder öffneten. Nachdem der Pförtner an ihm vorbeigegangen war, huschte er so schnell er konnte nach draußen. Florestan

machte sich auf den Weg nach Hause, um Elena zu suchen.

Zu Hause angekommen, musste er feststellen, dass Elena tief schlafend im Bett lag! „Aber wie kann das sein? Sie war doch mit mir auf der Burg,“ sprach er leise vor sich hin. Er hatte das Gefühl den Verstand zu verlieren. Im Badezimmer spritzte er sich Wasser ins Gesicht, um wach zu werden, klarer sehen zu können.

Durch den Lärm, wurde Elena wach.
„Schatz, komm doch zurück ins Bett.“

„Seit wann bist du wieder hier?“, fragte er sie verwirrt.

„Was meinst du damit?“

„Wir waren doch gestern auf der Burg oder nicht?“

Elena richtete sich auf. „Ja, waren wir.“

„Und wie lange waren wir dort?“

„Schatz, was ist denn los mit dir?“

Er schüttelte sie. „Wie lange waren wir auf der Burg und was haben wir dort gemacht?“

„Wir waren bis kurz vor Torschluss, wie die alte Dame es gesagt hatte.“

„Wir waren doch in diesem Zimmer mit den Spiegeln oder?“

„Ja sicher waren wir dort, was ist denn los mit dir?“

„Ich bin heute morgen in dem Raum der Spiegel aufgewacht. Du warst die Nacht über bei mir und als ich heute morgen aufgewacht bin, warst du weg. Meine Uhr schien auch nicht richtig zu gehen.“

„Also langsam mache ich mir Sorgen, Flo.“

„Jetzt sage ich es dir noch einmal. Wir waren gestern auf der Burg, bis kurz vor Torschluss, wir waren auch zusammen im Spiegelzimmer, mit all den herrlichen Spiegeln.“

„Und danach? Ich meine, sind wir zusammen nach Hause gegangen?“

„Ja sind wir, du hast die ganze Nacht hier im Bett gelegen.“

„Ich bin heute morgen in diesem Spiegelzimmer aufgewacht und dann nach Hause gegangen, Elena. Ich habe nicht zu Hause geschlafen.“

„Doch hast du, was redest du da für einen Unsinn?!“

„Haben wir Antworten gefunden? Du weißt schon, die Begegnung mit der alten Dame?“

„Nein, leider nicht, ich glaube sowieso nicht mehr daran, die Frau war einfach nur verwirrt“, sagte sie und schlug die Bettdecke zur Seite.

„Und woher wusste sie deinen Namen?“

„Vielleicht hat sie uns an einer Straße kurz belauscht, als du meinen Namen gerufen hast.“

Florestan trieb es die Blässe ins Gesicht. Er legte sich tröstend in Elenas Arme. „Lass uns noch ein wenig weiter schlafen, ausschlafen, ich muss erst ab 13 Uhr zur Arbeit.“

Zwei Tage später, machte sich Elena auf den Weg in die Parfümerie. Es roch nach den unterschiedlichsten Düften. Orchideen, Yasmin, Koriander, Zimt, Lavendel. Große Namen füllten die Regale. Hier konnte man mit Geld Luxus kaufen. In eine Wohlfühlwelt eintauchen. Elena wagte einen kurzen Blick in den Terminkalender, um sich auf den nächsten Kunden vorzubereiten. Frau Bolog war ihre erste neue Kundin am heutigen Tag.

Frau Bolog erschien pünktlich. Die gut gekleidete Dame hinterließ einen Hauch von Moschus, als sie den Laden betrat. Eine

gepflegte Erscheinung. Sie gab Elena die Hand zur Begrüßung und rümpfte im Anschluss ihre Nase. Der schöne edle Schein verflog sehr schnell, als sie zu sprechen begann. Wo Elena zunächst noch ein zarter orientalischer Duft des Parfums in die Nase stieg und ihre Sinne betörte, machte sich jetzt ein Anflug von Überheblichkeit breit.

Frau Bolog sprach sehr abgehoben, als sei sie nichts anderes gewohnt. „Einen Kaffee bitte. Mit Sahne und zwei Stück braunem Zucker“, erbat sie, noch ehe Elena ein Wort sagen konnte. Sie zog ihrer Kundin den Mantel aus und begleitete sie an ihren Arbeitsplatz. Währenddessen bat sie die Praktikantin, einen Kaffee mit Sahne und zwei Stück braunem Zucker zu holen. Im Behandlungszimmer sah sich die Dame ausgiebig um. „Wurde hier auch sorgfältig desinfiziert? Ich bin sehr empfindlich und möchte mir hier keine Keime einfangen. Außerdem trage ich edle Kleidung, die nicht beschmutzt werden darf.“

Elena sah sie mit großen Augen an. Das hätte sie nicht erwartet. Aber jeder Kunde war hier König, auch wenn sich einige Menschen wie Könige verhielten. „Seien Sie

unbesorgt, ich bin sehr gründlich und hygienisch. Das komplette Zimmer wird nach jeder Behandlung sorgfältig desinfiziert. Wir haben einen guten Ruf. Bitte nehmen Sie doch Platz“, bat sie die Dame.

Während der Behandlung achtete Frau Bolog genau darauf, wohin Elena die Instrumente bewegte und welche Produkte sie für ihre Haut auswählte. Aber sie hatte immer etwas daran auszusetzen. Elena versuchte Frau Bolog immer wieder mit kleinen Komplimenten über ihr Aussehen zu beruhigen. Den Spiegel ließ die Dame nicht mehr aus der Hand und nutzte jede zweite Sekunde, um sich darin zu betrachten. Das kam ihr irgendwie bekannt vor. Die Kundin hinterließ ein gutes Trinkgeld und ihre Visitenkarte, mit der Bitte, sie einmal zu besuchen. Elena freute sich, denn damit hatte sie nicht gerechnet. „Eine Einladung zu einer Party, das ist großartig“, dachte sie sich, während sie das Zimmer reinigte. Sie träumte ein wenig vor sich hin, wie es wohl sein würde unter all den Reichen. Aber Florestan musste sie ja auch mitnehmen. „Ich muss ihn neu einkleiden, so wie er momen-

tan aussieht, passt er natürlich nicht in die gehobenere Klasse,” überlegte sie.

Es kam zu weiteren Begegnungen in der Parfümerie. Männer und Frauen, die viel Wert auf ihr Aussehen legten, ließen sich von Elena behandeln. Der Terminkalender wurde immer voller. Es roch nach Geld und Macht. Eine Marionette glich der Anderen. Es war die Elite, die lockte und Elena folgte. Während sie sich allmählich einen gesellschaftlichen Status aufbaute, veränderte sich auch Budapest um sie herum. Elena glaubte fest daran, dass sie für die Veränderung in der Stadt verantwortlich war. Sie dachte, dass die Behandlungen und ihre Person die Stadt und die Menschen verändert hatten.

Mehr Pflege, Wohlstand, Luxus, Schönheit und Eitelkeit. Die Geburtsstunde einer neuen Zeit. Es war inzwischen sogar zur Mode geworden, neben dem Handy auch immer einen Spiegel in der Hand zu halten und wann immer man konnte, sich darin anzusehen. Die Mode forderte auch ihre Opfer. Der Konsum wuchs. Der Schönheitstourismus entwickelte sich und war nicht mehr aufzuhalten. Die Chirurgen kamen

mit den Aufträgen nicht mehr hinterher. Wer sich keinen Luxus leisten konnte, machte Schulden oder bewegte sich am Rande der Kriminalität.

Man musste dazugehören. Dabei sein, etwas Besonderes sein, in dieser schnellen und oberflächlichen Welt, voller Glitter und Drogen. Florestan bekam endlich eine Anstellung als Tischler. Während Elena gepflegt und wohl riechend nach Hause kam, sah ihr Freund ungepflegt aus und roch nach Schweiß. Die Arbeit war anstrengend. Holzspäne und Farreste zierten seine Kleidung. Sie bemängelte sehr oft sein, für sie ungepflegtes Äußeres. Er machte sich aber nicht viel aus ihren Worten. Der Beruf des Tischlers war sein Leben und seine Leidenschaft. Das Paar verbrachte immer weniger Zeit miteinander.

Elena nahm Florestan nur wenige male auf eine der zahlreichen Partys mit. Als sie jedoch feststellen musste, dass er so gar nicht in die Gesellschaft passte, erfand sie immer wieder Ausreden, um ihn nicht mehr mitzunehmen. Sie wollte seine Gefühle nicht verletzen, tauschte ihn dennoch im Gegenzug gegen die Partywelt ein. Zwei

Welten! Ein großer Graben wurde durch sie hindurch gezogen. Die Kälte zwischen ihnen wuchs. Frau Bolog war öfter bei Elena zu Besuch. Inzwischen hatten die beiden Frauen eine Freundschaft zueinander aufgebaut. Die Wohnungseinrichtung wurde komplett erneuert.

Die finanziellen Mittel brachte Elena schon auf. Kredite, Ratenzahlung. Alles war möglich, mit den richtigen Menschen an der Seite. Was Elena nicht hatte, wurde von Frau Belog bezahlt. Die wohlhabende Dame arbeitete als Innenarchitektin und betonte immer wieder ihren guten Geschmack. Ihr Geschmack breitete sich demnach auch in Elenas Wohnung aus. Und Florestan schien sich eine eigene Welt in seiner Werkstatt aufzubauen.

Frau Bolog gab ein großes Fest und lud Freunde zu sich ein. Sie wohnte in einer großen Villa in den Hügeln von Pest. Die Immobilien waren dort sehr teuer. Marmor, so weit das Auge reichte. Wenige aber luxuriöse Möbel versuchten den Räumen etwas Leben einzuhauen. Die Räume wirkten leer aber modern. Ein großer Pool umrandete den großen Gartenbereich. Unter

den Gästen zählten der Bürgermeister, Staatsanwälte, Chirurgen, Unternehmer, Millionäre. Plastikgesichter und aufgespritzte Lippen, wohin man auch sah. Cartierohrringe, Rolex Uhren und Gucci Taschen waren ebenfalls zu Gast.

Elena mischte sich unter die Gesellschaft und plauderte ein wenig mit den anwesenden Gästen. Was sie nicht hatte, erfand sie, nur um den schönen Schein zu wahren. Smalltalk beherrschte sie gut. Man tauschte sich über die neuesten Handtaschen aus, die schönsten Kleider und was man sich nicht alles gekauft hatte. Es wurden vergleiche gezogen, wer die schönsten Autos fuhr, den schönsten Schmuck trug. Erzählt wurde von Urlaubsorten auf St. Tropetz, Monaco, Miami und Dubai. Wenn man das Geschehen aus der Ferne betrachtete, konnte man nur hysterisches Gelächter und ein Gemurmel hören. Von oben wirkte die Szenerie wie ein Affenauflauf, der von Standbein auf Spielbein wechselte.

Alkohol, der teuersten Sorte, floss in Strömen. Kaviar, Hummer und feine Pralinen betörten den Gaumen. Aber in den hinteren Räumen wurde es immer dunkler.

Dort zogen sich die Geschäftsleute zurück, um über neue Projekte zu sprechen. Die weiße Linie zog sich durch das ganze Haus. Das Pulver blieb haften. Auch Elena war mitten unter ihnen. Sie gehörte dazu und dass gehörte nun mal auch dazu. Spiegel wohin sie auch sah. Sie blickte hinein und sah ihr Ebenbild, dass immer mehr zu verblassen drohte. Sie musste sich die Augen reiben, um klar sehen zu können.

Vielleicht lag es auch am Champagner oder an dem weißen Pulver. Elena nahm sich nur noch verschwommen wahr. Der Glanz in ihren Augen verschwand. Starr wirkten sie. Ihr Haar war dumpf und kraftlos geworden. Die Nächte zehrten an ihr. Die Partys machten sie müde. Aber sie musste wach bleiben und arbeiten. Das weiße Pulver vertrug sie gut. Freunde brachten ihr immer etwas in die Parfümerie, als kleines Dankeschön. Doch das neue Leben forderte seinen Preis.

An einem frostigen Winterabend, ein Jahr später, saß Elena weinend auf der Straße. Es war bitterkalt und es schneite. Eine Schneedecke zog sich über Budapest und

hüllte die Stadt in eine eisige Stille. Elena hatte inzwischen alles verloren. Sie hatte zu hoch gepokert. Florestan war weg und Drogen bestimmten ihren Alltag. Sie war abhängig. Doch als die Gesellschaft herausbekam, dass sie nur in einer Parfümerie arbeitete und nicht die Besitzer einer Parfümeriekette war, wandten sie sich langsam von ihr ab. Sie konnte den finanziellen Standard nicht mehr halten, die teuren Autos nicht täglich mieten.

Den Schmuck konnte sie auch nicht ewig leihen und die teuren Kleider trieben sie in den Ruin. Für Millionäre gab es nichts erbärmlicheres, als Menschen, die Schulden hatten. Tränen bahnten sich einen Weg in den Schnee und gefroren wenige Sekunden später zu zarten Kristallen, die sich an ihren Wimpern festhielten. Alles was ihr blieb, war ihre Arbeit und die kleine Wohnung. Die teuren Möbel musste sie wieder verkaufen, um die Schulden zu bezahlen. Florestan hatte sich inzwischen eine eigene kleine Wohnung gemietet.

Als Elena gerade im Selbstmitleid versank, sah sie von weiter Ferne einen schwarzen Schatten, der immer größer

wurde, auf sie zukommen. Sie konnte nichts erkennen, denn der Schnee war viel zu dicht. Sie musste immer wieder ihre Augen zukneifen und wieder öffnen, um überhaupt etwas sehen zu können. Der schwarze Schatten kam immer näher und baute sich vor ihr auf. Als Elena hoch sah, erkannte sie eine alte Frau. Es war die alte Dame, die sie vor einigen Monaten auf der Straße getroffen hatte.

Die Wahrsagerin, die ihr eine Nachricht überbrachte. Elena war noch nie so glücklich wie in diesem Moment. Sie stürzte sich auf die Frau und rutschte auf die Knie. „Bitte, Sie müssen mir helfen. Ich weiß nicht weiter. Ich habe alles verloren, seitdem ich im Haus der Spiegel war.“

Die Frau streckte ihre Hände aus und bat Elena aufzustehen. Dann sah sie ihr in die Augen und sprach flüsternd. „Es gibt nur eine Möglichkeit. Du musst deinen inneren wahren Spiegel erkennen, erst dann werden die Spiegel in der Burg zerbrechen und verschwinden.“

„Erkennen? Spiegel zerstören? Ich werde die Spiegel im Raum zerstören, mit einem Hammer, dann ist doch alles vorbei

oder nicht? Sagen Sie mir bitte, dass ich nur die Spiegel zerschlagen muss“, wimmerte sie verzweifelt vor sich hin.

„Das sind die letzten Spiegel, die du nicht mit bloßen Händen zerstören kannst. Sie lassen sich nur zerstören, wenn fein innerstes begreift. Zuerst musst du die anderen Spiegel finden und zerstören.“

„Welche anderen Spiegel?“

„Du wirst sie schon finden“, sagte sie und verschwand wieder in der Ferne, ohne ein weiteres Wort zu verlieren.

„Warten Sie, bleiben Sie hier. Wo finde ich die Spiegel, wie viele sind es?“ Elena sank in die Knie.

Die Einsamkeit schien sie immer mehr aufzufressen. Ihr Leben war trostlos geworden. Hin und wieder bekam sie eine Einladung zu einer Veranstaltung oder Party. Aber es war nicht mehr das Gleiche. Sie nahm die Menschen nur noch als Schatten wahr. Von ihrem Spiegelbild war immer weniger zu sehen. Sie vermied es inzwischen hineinzusehen, weil sie sich nicht mehr ertrug. Elena bekam einen richtigen Hass auf die Spiegel. In ihrer Wohnung hatte sie alle zerstört und abgehängt.

Und gerade als sie den letzten Spiegel in ihrer Wohnung zerstört hatte, zerbrach einer der unsichtbaren Spiegel, den die alte Frau erwähnt hatte. Jedoch wusste Elena nichts davon. Es fiel ihr inzwischen leicht an einem Spiegel vorbeizugehen, ohne hinzusehen. Auf ihr Aussehen legte sie auch nicht mehr so viel Wert wie noch vor einigen Wochen. Die Menschen auf den Straßen trugen immer noch Spiegel in den Händen und sahen sich, wann immer sie konnten darin an.

Es machte sie irgendwann so verrückt, dass sie sich öfter mit Passanten anlegte und sie übel beschimpfte: „Was schaut ihr denn ständig in eure blöden Spiegel? Habt ihr nichts besseres zu tun? Ist dass alles?“

Ein weiterer unsichtbarer Spiegel zerbrach! Die Spiegel in der Burg bekamen leichte Risse. Elena schien sich im innern langsam zu verändern. Ein Spiegel in ihr erschien. Sie ging wann immer sie konnte an Florestans Wohnung vorbei, stellte sich unter sein Fenster und starrte traurig hinauf. Sie vermisste ihn sehr und wollte ihn zurückgewinnen.

Als er zufällig aus dem Haus kam, gerade als sie vor seiner Tür stand, wirkte er überrascht. „Was willst du hier?“, fragte er sie kalt, als seien sie Fremde.

„Können wir reden?“

„Nein, ich weiß nicht was das bringen soll, ich habe dir bereits alles gesagt.“

„Aber ich kann mich ändern, ich will mich ändern.“

„Elena, ich wollte dir helfen, aber du hast mich zurückgewiesen. Du hast mich beschimpft, belogen und verleugnet.“

„Ich werde eine Therapie machen. Die Gesellschaft hat mich bereits verstoßen. Ich war ein paar mal auf Partys, aber es hat mir keinen Spaß mehr gemacht.“

„Und was nun?“

„Ich mache eine Therapie und werde mich ändern.“

„Elena, ich würde dir das gerne glauben, aber dafür ist einfach zu viel passiert. Du hast mich betrogen und hintergangen. Schulden auf meinen Namen gemacht. Glaubst du wirklich dass du einfach so herkommen kannst und mich so wieder zurückbekommst?“

„Nein, aber gib mir bitte eine Chance.“

„Ich habe ein neues Leben. Meine Arbeit in der Werkstatt gefällt mir, das ist mein Leben, auch wenn ich manchmal schmutzige Kleidung trage oder schlecht rieche. Ich habe Freunde gefunden und fühle mich in der neuen Wohnung wohl.“

„Gibt es eine andere Frau?“ Florestan zögerte bevor er antwortete.

„Ja, die gibt es.“

Elena rang um Fassung. „Seit wann, wie heißt sie? Liebst du sie?“

„Seit ein paar Monaten, sie heißt Sevina und ja ich liebe sie.“ Florestan knöpfte seine Jacke zu, verabschiedete sich von Elena und ging hinaus in die Nacht.

Elena erstarrte zu Stein. Seine Antworten trafen sie wie ein Schlag. Ihre innere Stimme sagte ihr, dass jetzt genau der richtige Zeitpunkt wäre, um sich Heroin in die Venen zu spritzen. Aber dieses mal musste es mehr sein, intensiver. Sie überlegte kurz und gab dem Verlangen nach. Auf der Straße im Bahnhofsviertel kaufte sie sich Heroin in kleinen Umschlägen. Es stand immer jemand herum, der etwas dabei hatte.

Elena ging auf einen jungen Mann zu, den sie kannte. Er übergab ihr ein paar Um-

schläge. Auf zwei der Umschläge waren Symbole abgebildet. Einmal ein Herz Ass und einmal ein Pik Ass. Die anderen Päckchen waren neutral. Das Pik Ass galt in der Drogenszene als Todeskarte. Eine gefährliche Mischung aus Heroin, Kokain, starken Beruhigungs- und Schmerzmittel, die man sonst nur Krebspatienten verabreichte, um die Qualen zu lindern. In den USA gab es bereits über hundert Todesfälle. Der junge Mann sagte etwas zu ihr.

Elena bezahlte und ging. Nadeln, Besteck, Feuerzeug, Taschentücher, Venenband. Alles lag auf den Fliesen im Badezimmer. Sie lehnte sich zurück und starrte an die Wand. Etwas in ihr schien sich zu bewegen. Der innere Spiegel drückte und begann zu schwanken. Elena hielt das Pik Ass in der einen Hand und das Herz Ass in der Anderen. Die neutralen Heroinpäckchen waren uninteressant. Der junge Mann hatte ihr eine größere Mischung gegeben. Sie hielt einen Augenblick lang inne und dachten nach, welchen der beiden Umschläge sie nun wählen sollte.

„War es das schon?“, fragte sie in sich hinein. Doch gerade als sie ihre Augen

schloss, hörte sie eine Stimme im Badezimmer zu ihr sprechen.

Es war die Stimme der alten Frau. „Wähle mit Bedacht. Die Spiegel haben bereits Risse. Keines der Päckchen wäre die bessere Wahl. Das Herz Ass könnte einen weiteren Spiegel zerbrechen, dich aber weit zurückwerfen. Das Pik Ass wird dich ganz zerschlagen und die Spiegel vermehren.“

Die Stimme hallte noch wenige Sekunden nach, bevor sie ganz verstummte. Elena liefen die Tränen. Sie sah sich, wie sie als Kind durch die Wälder rannte und sich mit ihren Freunden stritt. Wie sie als junge Frau im Kosmetikstudio saß und gerade den Abschluss machte. Ihre Eltern und die Familie. Florestan erschien. Der Tag an dem sie sich kennengelernt hatten. Sie dachte an die gemeinsame Zeit mit ihm. Bilder schossen ihr durch den Kopf, während sie den Löffel erhitzte und den Umschlag öffnete. Wenige Augenblicke später zerbrach ihr innerer Spiegel in hundert Teile. Und in der Burg erschienen wieder alle Spiegel an den Wänden und glänzten schöner den je.

ALLEGORIE AUF DEN SCHRIFTSTELLER: MANN UND STIFT IM MEER

Stephanie Schnee

Franz hatte sich an den langen Schaft gehängt, der immer mal wieder unter Wasser tauchte. Seine Hände waren inzwischen durchgesteift, die Finger gefühllos geworden. Und nur die Kuppen derselben hatten sich, klamm wie sie waren, eingehakt in das Holz und waren, von Franzens Willen unabhängig, nicht mehr davon zu lösen. Immer tiefer gruben sich die Nägel in die weiche und nicht ungefährliche Spitze. Das Salzwasser löste kleine Teile aus dem Kohlenstumpf heraus, und das tobende Meer, unter der Wucht der sich auftürmenden und wieder in sich zusammenbrechenden

Wellen, schleuderte sie weit hinaus in die sprühende und zischende Gischt.

Franz wollte, aus Vorsicht, den Kopf zurücknehmen. Doch auch der Nacken war steif, und die Bewegung kam nicht zustande. Das grobkantige, Schleim auswerfende Plättchen streifte ihn an der Schulter, schnell, in einer Umdrehung ritzte es ihm die linke Wange. Hier aber war kein Schmerz. Franz fühlte bloß sein Herz pochen unter der Gefahr. Er fühlte es erst stocken, dann aber kreiste das Blut wieder und er spürte seine Beine wieder ein wenig warm werden. Er hatte noch einen Schuh an, den er gerne abgestreift haben würde, wäre er dazu nur in der Lage gewesen. Der Schuh hing an seinem Bein wie ein schweres Gewicht. Franz fürchtete, seinen Armen könne die Kraft abgehen und die drohende Schwere an seinem Bein könne ihn dann auf den Grund des Meeres hinabziehen.

Wieder stemmte er sich gegen den Stamm, drückte ihn unter sich weg. Das eiskalte Meerwasser legte sich über seine beiden Hände und spuckte ihm Salz in die Augen. Doch diesmal hatte Franz Glück. Der Holzschaft hatte ihn aufgenommen und

trieb nun wieder als Kork an der Oberfläche. Franz ritt jetzt förmlich auf einer der sechs Kanten. Die Füße schleiften noch im Wasser, und da sie nicht gleich gewichtet waren, musste Franz mit den Schenkeln arbeiten wie auf einem widerborstigen Reittier, wollte er nicht wieder eintauchen in das kalte Nass. Die ganze Lage war sehr kipplig hier oben. Immer wieder drohte der Stift sich um seine eigene Achse zu drehen. Langsam verstand Franz, dass er in einen Sog geraten war, in einen kleinen Strudel, der die Schuld daran trug, dass der Stift so schlingerte.

Immer wieder glich Franz die Wellenbewegung mit einem Ruck seines Oberkörpers aus. Vorne, an der Spitze, war ein Zucken ausgeschlagen worden, und Streifen von grauer Kohle waren jetzt ausgewaschen worden. An ihnen konnte Franz die Bewegung des Wassers ganz besonders gut nachvollziehen. Die schmierenden Kohlepartikeln waren gut auszumachen. Und erst nach und nach verloren sie in dem aufschäumenden Meer ihr eigenständliches fest-schleimiges, dunkles Aussehen, schwappten in einem klangvollen Zusammenklat-

schen der Wogen zur Seite, bis sie schließlich verschwanden.

Wieder tauchte Franz, in dem erneuten Bemühen nicht abzugleiten, mit der Querlänge seines Unterarmes unter eine Gischtkrone. Dann schlug das Holz hoch, ohne dass Franz den Grund dafür hätte einsehen können, und traf den jungen Mann mit ziemlicher Wucht am Kinn. Auf Franzens Arm hatte sich eine Schleimhaube von grauer Farbe abgesetzt. Es war eine flüssige und doch zugleich zähe Masse, die das Meer ausgeworfen hatte, etwas wie ein Schlierengewächs, ging es Franz rasch durch den Kopf. Ein paar Bläschen keimten noch auf aus dem Schleim, dann schon war das glibberige Zeug weggespült, und Franz konnte wieder aufatmen. Für kurze Zeit nur. Denn schon wieder bockte das Holz unter seiner Fracht.

Franz näherte sich nun dem Zentrum des Soges. War dieser kleiner als die Länge des Stiftes, dann konnte dieser entzwei gebrochen werden. War er jedoch von gleichem oder aber, wie er es kaum zu hoffen wagte, von größerem Maß, dann hatte Franz gute Aussicht, an eine der Seiten-

wände des hohen Kreisels zu gelangen, wobei allerdings nicht damit zu rechnen war, dass er obenauf bleiben würde. Immer heftiger gierte der Stift, um sich dann allerdings in einen geraden Kurs zu werfen. Für kurze Zeit hing Franz über dem Abgrund. Er sah die steilen Wände über sich und dachte, nun ist alles vorbei! Die eisversteiften Zapfen an seinen Haaren waren nicht mehr flach der Stirn angelegen. Sie hatten sich gelöst davon und baumelten nun wie freie gläserne Kerzen in umgekehrter Stellung über der Tiefe der dunkelgrün aufklaffenden Schlucht.

Ein Eiszapfen brach, und Franz sah ihn gerade noch verschwinden in das dunkle Loch. Doch ehe er sich so richtiggehend darüber verwundern konnte, da schon war er über die Mitte des Kraters hinaus. Das eine Bleistiftende, wieder das zugespitzte, das Franz nicht verlieren wollte, flog eine Bresche in den Wasserwall, tauchte kurz ein mit der Graphitklinge...und prallte dann wuchtig zurück. Franz wurde mitsamt dem Stift aus dem Krater herauskatapultiert. Erst stand er mit dem Rücken quer über dem Loch, und das mit dem Radier-

gummifortsatz beschwerte andere Bleistiftende vollkommen senkrecht darüber. Franz konnte nicht denken.

Eine Reibung zu der einen Steilwand, die selber in kreisender Bewegung gehalten wurde, musste es gegeben haben. Franz hörte es krachen, und wie von unten angezündet, flog er nun hinaus aus dem Loch und ein beträchtliches Stück durch die Luft. Nur festhalten, dachte Franz. Und er hatte Recht. Der Bleistift klatschte auf und wühlte sich für kurze Zeit ein in das salzig schmeckende Wasser. Franz aber, er glitt zur Seite weg, als das Holz wieder aufwärts strebte. Wie ein Keulenschlag war das für Franz. Gerade hatte er sich aus dem Wasser emporgearbeitet. Nun fühlte er seine Muskeln sich zusammenkrampfen und anspannen wie ein straffes Seil. Wie aus Blei gegossen empfand Franz jetzt die Schwere seines Körpers, auch sank er immer tiefer. Und nur aus einem aus Todesängsten zusammengebrauten Drängen und lautem Rufen in seinem durckbelasteten Kopf wand er seine Blicke mechanisch zur Oberfläche hin, von der er bereits um einige Längen entfernt war.

Das Salzwasser schmerzte entsetzlich in den Augen, doch noch konnte Franz sie offen halten. Und Franz sah ein helles Tuch, gebrochen in seinem Licht vom Farbreflex abertausender Planktonelementchen. Franz fühlte sich befreit. Wie schön das war! Draußen musste die Sonne gekommen sein. Franz sah den gelben Schein sich ins Meer vertiefen. In einem geweihten Haus befand sich Franz, und tausend Lichterspeere, die, von oben herabgeschickt, glühende und wärmende Streifen funkelten!

Nein, Franz wollte noch nicht sterben, er wollte leben, und die Sonne fühlen, wie sie einem unter die Haut gehen kann. Und morgen, ja morgen, hatte er da nicht schon weit weg sein wollen von hier, und war er nicht deshalb aufs offene Meer hinausgekommen, weil er ein letztes Mal es zu überqueren gedacht hatte? Im Schutz und unter der Obhut launig frisch-fröhlicher Mädchen hatte er es zum allerletzten Mal passieren wollen. Und alles war gut gewesen und nur sein Auge trug die Schuld daran, dass er fortgenommen war von dieser Insel der Heiterkeit. Mit dem seitwärts aufgerichteten Blatt des Paddels zwischen den

Schenkeln war er aufgesprungen. Und die Mädchen hatten gejauchzt und es war ihnen recht spaßig vorgekommen.

Doch Franz konnte nicht schwimmen! Und es war ein großes Glück gewesen, dass der Stift gekommen war, ihn zu retten vor dem Ertrinken, während die Wellen ihn immer weiter abgetrieben hatten von seinen mopsigen Fräuleins. Und nur vermöge der schlagartig einsetzenden, ihm Kraft verleihenden Gabe der Erinnerung wurde Franz jetzt so belebt, dass er zu kämpfen begann. Die steifen Hände formte er zu Schalen um, die an ihren Innenwänden das Wasser plätteten und somit Gegendruck erzeugten. Und Franz schrie in das Meer hinein, das ihm den Mund ausspülte, schrie es an und verfluchte es. So verfuhr er, bis die tausend Luftbläschen, die aus seinem Mund hervorgequollen waren, aus waren und ein beißender Schmerz in seine Lungen trat. „Aaaarrghh!“, wühlte er sich durch das Meer hindurch.

Die Hüften tanzten förmlich im Wasser, und immer weiter nach oben hebelten ihn die Ellenbogen empor. Und endlich wurde es ihm leichter ums Herz, und er empfand

es schon recht duftig, wie ein festes Maß an Helligkeit ihm unter die geschlossenen Augenlider gegossen wurde. „Helligkeit kann man riechen!“, verwunderte sich Franz in diesem Augenblick. Seine Hüften drehten sich wieder, und der ganze Körper wirbelte endlich aufwärts. Nur die Kälte war beim Aufschießen gleich intensiv, so dass es Franz schwindelte, als er in den gelben Saum eintauchte. Doch endlich war er frei, endlich konnte er atmen! Um ihn herum dampfte es wie in einer Waschküche.

Und es war wohl wieder ein bisschen Glück dabei, dass Franz zu seinem alten Stift zurückfand und ihn auch mühelos besteigen konnte. Noch schlotterte er, doch schon fühlte er, wie sich seine Glieder unter dem Einwirken der Sonne erwärmten. Nicht viel, gerade so ein bisschen. Gerade so viel, dass man am Leben bleiben und nicht sterben musste. Das Meer hatte sich geglättet, die weißen Gischtspitzer lagen in vereinzelten Inseln der grünen Meeresoberfläche auf. Beinah wie im Urlaub war es. Nur dass er jetzt allein war und dass er jetzt keinen um sich hatte. Und keine Kinder vermochte er zu vernehmen, wie sie sich um ihre

Sandburgen rauften. Ein paar Möwen mochten in der Ferne kreischen, das war alles.

Wie wird es wohl weitergehen?, überlegte Franz. Irgendwann wird die Nacht kommen und mit der Nacht wieder der Frost und das Ende von allem. Entmutigt ließ Franz den Kopf auf das Holz niederfallen, so dass es einen dunklen Ton gab. Langsam wälzte er sich von rechts nach links auf der schmalen Planke, die die eine von den sechs Kanten bildete, jetzt aber als einzige schon trocken gewärmt worden war von der Sonne. Behutsam schob er einen Arm über das Brett, eine Schulter schruppte nach, die, einmal freigelegt, sofort zu dampfen begann. Die Beine schichtete Franz noch um. Sie waren wie totes Gehölz.

Und musste er doch lächeln vor Genugtuung; wenn es doch auch kein rechtes Lächeln sondern nur ein Verzerren der Gesichtszüge war, das er zustande brachte, als er unmittelbar in die von einem großen Hof umgebene blonde Scheibe blinzelte: Eigentlich finde ich es hier recht gemütlich!, war er bemüht, sich die Sachlage auseinan-

der zu setzen. Kleine Wellen stießen seitwärts gegen das Holz und gaben kleine glucksende Geräusche von sich mit einer ganz kleinen einschläfernden Wirkung auf Franzens Gemüt.

Er streckte sich auf dem Holz, und sanft trug das Meer ihn fort. Die Sirene, der er nachgegiert hatte, führte den Stift, mit den kräftigen Hinterbacken wackelnd zog sie daran. Und derweil Franz die Vorstellung liebkoste, trieb der Stift wieder weiter ab, und Franz, im Erwachen, hatte es nicht gedacht gehabt, dass er einmal ein solch schönes Gewässer werde erschauen dürfen. Und so hatte sich die Aufregung gewissermaßen doch gelohnt, befand Franz den jetzigen Kurs für vortrefflich ausgerichtet. Die Wasser waren von tiefblauer Einfärbung, und Franz konnte die Fische darin flitzen sehen.

Einmal musste er nun doch gähnen. Und wie er so den Mund aufriss, seitwärts an das Holz gepresst, da sprang ihm ein solcher Fisch unter die Zähne. Franz musste nur die Kiefer einrasten lassen. Der Fisch, im Schreck gefangen, war zahm, und Franz knusperte ihn roh! Ein kleines Lüftchen feg-

te über die Meeresoberfläche und kräuselte die Wasser.

Franz aber, er spitzte einfach nur die Lippen, und zärtlich, wie ein Liebhaber, presste er sie gegen das Holz. Die Lider hielt er geschlossen. Und wie er sich darauf besann, da war ihm, als sei es nur Glück, das in ihm wohne. Stolz betätschelte er die breite Flanke des Stiftes. Immer klopfte er daran. Und der Fisch, der gekommen war, ihn zu vertilgen, er fand ihn desto leichter. Franz fühlte den scharfen Zahn seinen Nakken durchstoßen, fühlte das Blut aus ihm ausströmen. Und doch war nur Glück dabei. Sein Kopf war nun vollends abgezwackt, so dass er, endlich frei, in den Riesenschlund hinabkollerte. Und das letzte, was Franz sah, das war das scharfe Ende des Stiftes, wie es ebenfalls hinabwanderte in den breiten Magen des Wales – geborsten und zer-splittert. „Ja, wie bin ich doch zu beneiden!“, war der Schlusssatz, den Franz dachte.

DAS LOCH

Stephanie Schnee

Der Mann lag im Bett, eine gewisse Schwere in den Gliedern. Die Fenster waren verhangen, so dass es angenehm still und dunkel in seinem Zimmer war. Und dennoch mahnten ihn die Leuchtziffern seines Weckers daran, dass es längst Zeit war, aufzustehen.

„Ach“, seufzte der Mann aus tiefster Seele, „wenn ich doch nicht aufzustehen bräuchte, wenn ich doch nur irgendwie verschwinden könnte!“

Ein wenig aus Protest drehte er sich zur Seite: Gleich spürte er, wie ein bisschen Kühle von der Wand zu ihm herabfloss, nicht wirklich unangenehm, einfach nur seinen Nacken und seine Schultern behauend.

Kurz schloss er die Augen und spielte mit dem Gedanken, wie es wohl wäre,

wenn er heute tatsächlich nicht zu gehen bräuchte, wenn ihm heute, durch irgendeinen glücklichen Umstand, das Arbeiten unmöglich und er frei wäre, das zu tun, was ihm beliebte.

So weit trieb der Mann sein Gedankenspiel, dass er schließlich noch die Möglichkeit für sich durchdachte, heute ganz entschieden krank zu sein. Im Geiste sah er sich schon zum Hörer greifen und im Büro anrufen.

Doch dann besann er sich wieder.

Heute war Montag, überlegte der Mann mit einem Empfinden trotzigen Unmutes. Am Montag war es besonders schwer, zur Arbeit zu gehen. Aber wenn er sich nur ein wenig zu überlisten verstünde, dann...

Und doch: Unaufhaltsam bewegte sich das Ziffernblatt der Uhr vorwärts, mit einem ganz kleinen auspendelnden Rücken schob es, der Mann vermeinte ein wenig Mühsal darin nachempfinden zu können, seine Runden.

Bei der Sechs verharrte der kleine Zeiger kurz, es war, als könne er sich nicht entschließen, ob er nun weiter vorwärts zu streben habe oder aber nicht.

Mark, so hieß der junge Mann, nahm das Kopfkissen und stülpte es sich über die Ohren. Vielleicht konnte er sich auf die Art wieder beruhigen und einfach weiter-schlummern.

Doch schließlich zerwarf ihn der Umstand, dass er bald nicht einmal mehr würde frühstücksen können, wenn er sich nicht endlich aus den Decken schälte, mit seinem inneren Frieden. Er stemmte sich auf,um sich plötzlich wieder fallen zu lassen! Jetzt lag er mit dem Gesicht ganz dicht zur Wand.

Niklas roch den Farbanstrich. Es geschah ein wenig wider seine eigenen Absichten, dass er anfing, sich stark für die Wand zu interessieren.

Wer sie wohl hochgezogen hatte? Und was sie wohl fühlte, den ganzen Tag einfach nur so dazustehen und von niemandem Beachtung zu finden?

Er fegte mit der rechten Hand über die Raufasertapete und erfuhrte die Unebenheiten der Struktur: minimale Schluchten und Senken.

Mit dem Zeigefinger kratzte er an einem Farbpickel, der sich löste und ein kleines Loch in der Wand freilegte.

Aha, das war doch interessant! *Was, wenn die Wand ein Innenleben besäße?*

Da die Neugierde in ihm nun einmal geweckt war, wollte er weiter nachsehen, ob sich da nicht irgendetwas fände in der Mauer, um ihn aus seiner misslichen Lebenssituation zu befreien.

Er polkte nach mit dem Zeigefinger und das Loch wurde größer. Etwas von dem gelösten Kalk rieselte herab und verstreute seinen Grieß auf der Bettdecke. Allerdings hatte dieses ganze Unterfangen den großen Zeiger der Uhr gefährlich nahe zur Zwei gebracht.

Das aber hieß, dass in den kommenden Minuten Marks Arbeitsplatz auf dem Spiel stand. Noch einmal würde man es ihm nicht nachsehen, wenn er schon wieder zu spät käme.

Mark fluchte, drehte sich mit einem Ruck weg von der Wand, stemmte den Oberkörper nach oben und wollte aufstehen. Dabei verfiel er aber auf den Gedanken, dass er sich noch nicht so richtig ge-

streckte habe an diesem Morgen, dass er das aber brauche, da er die Zwanzig ja bereits überschritten und dem zunehmenden Verfall also entschieden entgegen zu wirken habe!

Gerade wollte er mit einer kleinen Turnübung beginnen, als ihn ein Krampf, der ihn an der rechten Wade erfasste, kurz erschrocken inne halten ließ. *Wie, wenn er nun wirklich krank wäre?*

Marks Herz schlug sehr heftig, einen richtigen Trommelwirbel. Ja, das musste es sein! Im Grunde genommen war er schon immer ein sehr kranker Mensch gewesen. Niemand bei ihm zu Hause hatte das je glauben wollen, und nun richtete er sich also zugrunde mit der schweren Büroarbeit!

Selbst der Kopf war nie ganz frei von Schmerzen, wenn er nachdachte, was bisweilen vorkam, und in den Gedärmen rumorte es jeweils so seltsam, wenn er Hunger hatte!

„Ich muss mehr auf mich achten“, sprach er und meinte es ernst.

Wie um ein äußeres Zeichen zu setzen, verschränkte der junge Mann die Arme

über der Brust und schob die Unterlippe nach vorne.

Mit dem gesunden Fuß bearbeitete er unter der Decke derweil die noch immer stichelnde Wade, die von einigen kleinen Nachbeben ergriffen worden war.

So saß er also im Bett, ein wenig verstockt und ein wenig gepeinigt, als ein wie zufällig durchs Zimmer streifender Seitenblick, losgeschickt ohne jede Absicht, einfach nur das Halbdunkel durchmessend, die Uhr ausmachte, welche lästig und böswillig das eigene Versagen einläutete. Mark war entsetzt. Um die Zeit hätte er bereits in der U-Bahn sitzen müssen!

Und in jenem Augenblick panischen Unbehagens musste Mark sich eingestehen, dass es doch auch wieder etwas Tröstliches für sich hatte, Tag für Tag zu wissen, wo man hingehörte und so ganz ohne größere Ängste zu existieren.

Wie lange würde es wohl dauern, bis das Telefon schrillen und man sich nach seinem Verbleib erkundigen würde? Selbstredend würde man dabei höflich bleiben, aber entschieden jedwede auch noch so

ausgesuchte Erklärung mit einigen unguten schroffen Worten besiegeln.

„Ach, wenn ich doch nur irgendwie verschwinden könnte!“, stöhnte wieder und wieder der junge Mann.

Dabei schlug er kurz mit der Faust gegen die Wand, ein schwacher und dumpf widerhallender Schlag, von dem er wusste, dass ihn niemand hören würde.

Es war hart, aber Mark schaffte es schließlich, sich aus seinen Decken zu schälen und das Bett zu verlassen. Brrrrr! Wie furchtbar kalt der Boden war!

Es geschah wie im Reflex, dass er zurückkehrte in sein warmes Nest.

Wie angenehm, wieder einfach nur still dazuliegen und das Schwerelose in den Gliedern zu spüren!

Nein, das muss jetzt ein für alle Mal aufhören, dachte Mark. Heute wollte er endlich einmal stark sein und zu dem stehen, was er in Wirklichkeit war! Gerade schob er sich wieder zur Wand, jetzt schon mit zweien seiner Finger polkte er an dem Loch herum, das sich erstaunlich leicht vertiefen ließ.

Was, wenn die Wand wie ein Mutterschoß war, der ihn warm empfing?

Der junge Mann, der gerne seine Gedankenspielereien trieb, fröstelte vor Begierde, dies in Erfahrung zu bringen. Erstaunlich kräftig waren die Hände, als sie ein immer größeres Loch in der Wand gruben! Längst schon war der Mörtel herausgequollen und hatte das dahinter liegende Muttergestein zum Vorschein gebracht. Damit tat der junge Mann sich etwas schwerer, es widerstand bisweilen seinen Bemühungen, alles gleich beim ersten Schlag herauszulösen.

Mit der Zeit haute er immer schneller und immer tiefer seine Kerben in die Mauer.

Mark, der bis jetzt eher leidenschaftslos durchs Leben gegangen war, schien vor der Öffnung, die sich zusehends verbreiterte, seine Bestimmung gefunden zu haben, während ihm der Schweiß von der vielen Arbeit bald kataraktenartig von den Schläfen floss.

Den Oberkörper, der sehr bleich und sehr untrainiert war, beinah asthenisch wirkte, hatte er entblößt. Und auch hier lief der Schweiß seine Bahnen, wodurch die

kleinen Muskelberge auf Armen und Schultern etwas besser zum Vorschein traten.

Noch immer sickerte von draußen kein Tageslicht herein, gleichwohl die zwölf Uhr bereits vorbei waren.

Und das Telefon? Hatte er das Telefon etwa überhört?

Der junge Mann verkniff bei dem Gedanken kurz das Gesicht. Der Staub legte sich in die künstlichen Falten und verlieh seinem Aussehen ein fast männliches Gepräge.

Wie jemand, der nach einem unendlichen, über Jahre fortdauernden Wüstenmarsch in der von Ferne gesichteten Oase eine schöne Frau erspäht, tauchte Mark in die Wand ein. Es war wie ein einziges großes Aufatmen!

Das Loch war jetzt schon so groß, dass er sich darin abgeschirmt fühlen durfte. Also raffte er, ohne sich noch einmal umzublicken oder auch nur den geringsten Anflug von Bedauern über das zu empfinden, was er zurückließ, die Knie an den Leib und stieg ins Innere der Höhle.

Ahhh! Jetzt hatte er endlich seine Ruhe! Jetzt konnte ihm endlich alles egal sein!

Um nur ja niemals mehr von außen beeinträchtigt zu werden in seiner Lebensqualität, beeilte Max sich, die Bresche, die er in die Wand geschlagen hatte, von innen wieder abzudichten und auszukleiden. Er musste sich ein wenig abmühen damit, denn die meisten Gesteinsbrocken waren ja nach innen ins Zimmer, auf sein Bett, gefallen, von wo er sie, beinah blind nach innen tastend, jetzt heraufklauben musste.

Aber das machte ja nichts, die Anstrengung war ja nur für kurze Zeit!

Endlich war es soweit, dass sich der junge Mann, völlig abgeschlossen von der Außenwelt, in dem Gemäuer recht bequem betten konnte. Er lag der Länge nach da und dachte....an nichts.

Es war hier so still wie in einem Verlies, aber Max hatte doch das Empfinden, dass ihn das Gestein mit einiger Zärtlichkeit umschloss. Im Schoß der Mutter war er zwar nicht, aber doch an einem Ort nie dagewesener Ruhe. Das einzige, was Max von Zeit zu Zeit vernahm, das war, wenn die Lunge atmete und sich die kleinen Lufbläschen

mit anspruchsloser Gemächlichkeit ihren Weg nach draußen, in seine kleine Erdkammer bahnten. Aber auch dieses Geräusch war bald vergangen:

Hatte Mark sich im echten Leben nicht anpassen können, so bewies er hier, unter den besonderen Umständen, in die er gekommen war, ein erstaunliches Geschick, jede Anstrengung zu vermeiden, aber dennoch zu überleben. So nach und nach setzte die Atmung auf. Stattdessen wuchs Mark unterhalb des Gaumens eine Art Pflropfen, der zugleich auch eine Luftpumpe war.

Er brauchte nur mit der Zungenspitze gegen den Gaumensegel zu drücken, und schon tropfte ihm ein naschiges, mit Sauerstoff angereichertes Sekret in den Mund!

Jetzt musste er zwar nicht mehr atmen, allein die Zunge hatte noch ihre Arbeit zu verrichten.

Alsbald war Mark aber auch das irgendwie zu viel, es lenkte ihn doch ab von seiner Gedankenlosigkeit, von dem großen Nichts und dem großen Loch in seinem Kopf, wenn die Zunge in Arbeit kam und er sie zu bewegen hatte!

Das Sekret schmeckte ihm zwar gut, ein bisschen wie nach Honig, aber eigentlich wollte er das nicht, dass er gedanklich den Vergleich mit dem zu ziehen hatte, was er früher gegessen hatte.

Er brummte, drehte sich zur Seite, was ihm hoch anzurechnen ist, denn schließlich verursachte dies doch ein Umlegen seiner Glieder, und beschloss fortan nicht mehr zu essen.

So erneut ins ungetrübte Nichts hineinstürzend, wähnte der junge Mann sich alsbald im Zustand höchsten Glückes. Das frühere Leben war vorüber, jede Fron und alles Dumpfe, und das jetzige Dasein war etwas, was ihm die größtmögliche gedankliche Freiheit erlaubte.

Mark wähnte sich erhaben über jedes Bedürfnis. Das naschige Sekret hatte aufgehört, ihm in den Mund zu tropfen und wieder hatte sein Körper das Unfassliche bewerkstelligt, sich anzupassen, allerdings ohne dass es Mark dieses Mal merkte. Das hatte sein Leib nämlich schon mitbekommen, dass er zunehmend autonom handeln musste und dass sein Herr, von alledem,

was er trieb, um das nackte Überleben zu sichern, nichts mitbekommen wollte.

Erst war es die Haut an seinem Gesicht, die feinste Verästelungen und Vernetzungen mit dem Restbestand an Erde einging, das zwischen dem Gestein noch vorhanden war. Ein bisschen sah es erst aus, als wuchse dem jungen Mann ein Bart. Aber der Bart war überall, an der Stirn sprossen die Verästelungen und sogar an den Augenlidern, die stets nur geschlossen blieben.

Es gab also doch noch ein Naturgesetz, welches besagte, dass ein Organismus, der lebte, auch Energie aus seinem Umfeld beziehen musste. So erstreckte sich das filigrane Netz kleiner und allerkleinster Wurzeln, die Mark aus der Haut wuchsen, um Nährstoffe aus der Umgebung zu beziehen, bald auch über Hals und Oberkörper sowie über den gesamten Unterleib bis hinab zu den Füßen!

Es war gar nicht so leicht für den Körper, diese Umwandlung zu bewerkstelligen, denn erstens hatte der junge Schläfer noch seinen Pyjama an, und das kleine Wurzel-

werk war folglich dazu genötigt, durch den Stoff zu drängen, was Kraft kostete. Und zweitens vermochte er die Kraft ja nur aus sich selbst beziehen, da der Besitzer nicht einmal gewillt war, abgestorbene Moose und Flechten zu essen, die sich hier gehalten hatten.

Das naschige Sekret, das der Körper in einem genialen Manöver aus dem im Loch letzt verbleibenden Sauerstoff ersonnen und dem Probanden im Gaumen hatte wachsen lassen, sagte diesem ja ebenfalls nicht zu.

Also schrumpfte der Leib merklich, während die Haut über die sprießenden Verästelungen immer mehr an Ausdehnung gewann.

Man könnte sagen, dass Mark anfing, sich in seiner Umgebung aufzulösen.

Es endete aber noch schlimmer, denn als jener eines Tages aus dem Vakuum seiner Gedanken und Gefühle, das ihn besiegelt über Wochen hinweg hatte fortschlummern lassen, erwachte und grinsen wollte, aber merkte, dass er das nicht mehr könne, weil doch jede Faser seiner Haut mit dem umge-

benden Gestein irgendwie verwachsen war in der alleremsigsten Geschäftigkeit, Sauerstoff zu beziehen, da wurde er zornig.

Er drehte sich mit einem Ruck, so dass das feine Netz, das die Haut gesponnen hatte, zerriss.

Es zischte ein wenig, als der Sauerstoff aus den Verästelungen entwich, und Mark schrumpfte dieses Mal dramatisch zusammen.

Da er aber gleichzeitig, wie er sich gedreht hatte, mit der linken und sehr mageren Schulter ein winziges Loch in die Wand geschlagen hatte (er hatte die Außenwand des Hauses angebohrt, und so war eine Fuge zwischen den Natursteinen geplatzt, entstand ein kleiner Luftzug).

Diesen Luftaustausch konnte Marks Körper aber nicht mehr für eigene Zwecke nutzen, so dass er wieder an Volumen dazu gewonnen hätte.

Ganz im Gegenteil, klein wie ein Backpflaume, ward Mark von dem Lufthauch ergriffen und zurück auf eine Straße gespült,

die er jeden Tag auf den Weg zur Arbeit hatte betreten müssen.

Da lag er nun im Rinnsal, die Augen, die er nur mit Mühe hatte öffnen können, schauten sehr verwundert.

Jetzt, da er sich bisher immer allem verweigert hatte, war er schlussendlich in einen Zustand gekommen, der ihm gar nicht behagte: Halb lag er in dem schmutzigen Brackwasser, das sehr kalt war, halb lehnte er mit dem ausgefransten Oberkörper gegen die Bürgersteigkante.

Die Augen, die kaum größer waren als Stecknadelköpfe, schauten böse, denn Mark hatte immer gedacht, es entspräche den natürlichen Auflagen allen menschlichen Lebens, dass ein jeder stets und immer in einem Meer aus völligem Wohlbehagen badete.

Warum gelang dies den anderen? Und warum gelang ihm das nicht?

Für den Augenblick hingegen traten sogar Hunde auf ihn drauf, so dass er fast zerbröselte, so trocken und schlecht ernährt, wie er war.

Es roch ganz fürchterlich nach Abgasen und das Stück Straße, das er gerade so überblickte, es war wie ein Ausschnitt aus der Vergangenheit, in der er nun gefangen war.

Mark konnte ja nicht mehr fort.

Ein bisschen schrie er um Hilfe, aber es hingen Fäden wie Spinnweben auf seinen Stimbändern. Alles war ein wenig eingeroostet in der Zeit seiner Abgeschiedenheit.

Als eine Taube, ein schönes makelloses Tier mit freundlichen blauen Augen sowie einer zierlichen Art und Weise, die Füßchen eins vors andere zu setzen, ihn im Rinnstein erspähte, wusste Mark, es war zu spät.

Er knirschte noch ein wenig im Schnabel der Taube, denn die Backpflaume war doch etwas groß zur Speise für das grazile Tier.

Dann ward er zerissen und hinuntergeschluckt und saß in einer Höhle ganz anderer Art, wie er es sich niemals hätte vorstellen können.

In mehrere Bestandteile zerkaut, landete er erst im Kropf, wo Weizenkörner, die noch verdaut werden mussten und darum hart waren, ihm das Liegen schwer machten. Dann rutschte er noch durch den Tubus.

Nach einer geraumen Zeit, an die er sich später nicht mehr recht erinnern konnte, wurde sein Kopf, vom Umfang her etwa so groß wie eine Murmel, auf dem Kehlbalken eines Dachstuhles ausgeschieden.

Ach, wie schrecklich, er konnte einfach nicht seine Ruhe haben! Noch immer hatte der arme Junge Bewusstsein.

Ja, was wollte er denn?

Tierforscher hatte er auf alle Fälle ganz gewiss nicht werden wollen. Hier aber gurrte alles ständig um ihn herum. Mal setzte sich eine Taube auf ihn drauf, mal wollte ihn eine andere mit spitzem Schnabel aufpicken.

Und der Wind erst! Wie furchtbar es wieder zog!

„Ach, Mann!“ stöhnte Mark durch den Mund, den er noch immer hatte.

Der Hals war ja nach unten hin offen, da er keinen Rumpf mehr besaß, und so atmete er beim Sprechen immer gleich eine Staubwolke aus, die er von unten, vom Balken her, aufgesogen hatte, und die wider seinen Willen mit jedem Wort, das er sprach, zwischen den Lippen hervorkam.

„Nein, wirklich, das Leben ist blöd!“

Füße hatte er keine mehr, um damit aufzustampfen. Aber die Ohren, die schon immer recht biegsam an dem jungen Mann gewesen waren, sie kräuselten sich in seinem Ärger dermaßen zusammen, dass ein Täuberich, der hier oben das Sagen hatte, sich von dem Knistern gestört bis provoziert fühlte.

Er stakste mit kurzen Trippelschritten auf Mark zu, beäugte ihn erst scheel, sodann schnippte er den jungen Mann beziehungsweise das, was von ihm übrig blieb, also seinen Kopf, mit der Schnabelkante den Balken entlang hinaus ins Freie, wo er

fast augenblicklich erfror, bevor er, 67 Meter weiter unten, erbsengroß, zerschellte.

Endlich war er vom Leben erlöst, das so schwer auf seinen Schultern gelastet hatte.

Der Täuberich gab seiner Taube einen herzhaften Kuss, die Kinder waren schon im Nest und lächelten leise, denn nun endlich war die doofe Knistermarmel weg.

(Überhaupt ging es mit der Menschheit immer mehr bergab; die Tiere jedoch hatten sich ihre gesunden Instinkte bewahrt, wenngleich man es ihnen nicht leicht machte.

Eines Tages aber, der älteste Sohn der Taube und des Täuberichs war bald schon flügge, da geschah es, dass er einfach so im Nest lag, eine gewisse Schwere in den Gliedern verspürend. Der Himmel war wolkenlos, so dass im Turmzimmer alles sehr hell wirkte. Das Schlagen eines Glockenklöppels gemahnte ihn daran, dass es längst Zeit für ihn war, aufzustehen.

„Ach“, seufzte der junge Taubenmann aus tiefster Seele.....

Aber diese Geschichte steht auf einem anderen Blatt.

Trotzdem: Wer Neues will, muss auch selbstständig Neues schaffen!)

YOSSUF UND DIE ESPÉRANCE

Stephanie Schnee

Die Menschen standen dicht gedrängt beieinander, die vorgewölbten Lippen aufgeplatzt, die Schläfen beinah schon eingesunken. Die Herzen waren traurig und müde und schlügen nur noch wie alte Uhren.

Das Meer roch nach Algen. Aufgebrachte Wellen trieben mitleidslos ihr Spiel mit der hölzernen Barke. Es war an der Zeit. Ein jeder klammerte sich an den nächsten. Knöcherne Finger krallten sich in den Bootsrand. Allein, es war vergeblich. Die Insassen wurden weiter durchgeschüttelt. Die Planke ächzten. Die Spanten leckten den Tau des herauf ziehenden Morgens. Wolken, dicht gedrängt, jagten über den Himmel, die vormals kreidigen Bäuche schwarz an-

gepinselt vom aufkommenden Ungewitter. Die Luft, die nach Regen roch, stockte sich auf, zog lang verwässerte Bahnen bis in den Himmel hinein.

Mamadou, der sehr gläubig war, er blickte hinauf in diese blassgrauen, hier und dort von dunklen Streifen durchzogenen Höhen und bat darum, dass das Ende doch lieber rasch kommen möge.

Unten, am Meeresgrund, wenn die Lider schwer sind und die Strömungen einen bedekken wie ein Tuch aus wirbelnden Fasern, dann sind alle quälenden Gedanken eingeebnet, dachte er sich. Aber viel verweilen konnte er nicht bei der Überlegung.

Plötzlich stellte sich der Bug des Schiffes auf, hob sich kluftbreit aus den schlingernen, grünlich schimmernden Meereswogen und ragte steil gegen das Wolkengebirge.

Mamadou sah sich gegen die Möwen getragen, empor gehoben wie auf einer riesigen Schaukel. Dunstiger Nieselregen wischte herab. Weit in der Ferne vermochte er gerade noch die verstreut liegenden Inselgruppen der Kanaren auszumachen. Was

ist, wenn sich im Sterben jäh alle Hoffnung erfüllt?

Auch die Kameraden, jene anderen tief-schwarzen, von Armut und Entbehrungen gezeichneten Männer und Frauen, welche in ihrem Innersten die Erinnerung an die Zurückgebliebenen bargen wie an einen lichten Schatz, sie hatten sich gegen den MorgenhimmeL die Umrisse der Insel ab-zeichnen sehen.

Es war wie ein kurzes Aufblitzen gewesen. Zackige Linien hoben sich fein ab gegen das aufgebrachte schwarze Wasser von Himmel und Meer. Es besprühte die Menschen und jagte ihnen Schauer von Kälte und Erregung über die Rücken, tropfte an ihnen herab mit eisigen Fingern.

Ein astdürrer Senegalese im geringelten Shirt, mit hohlen Wangen und weit aufgerissenen Augen, er warf kurz die Arme in die Luft. Es war, als böte er sich dar seinem Schicksal in willfähriger Opferbereitschaft. Die herein brechenden Wogen unterspülten ihn an den Knien; er rutschte und schlängerte gegen die Bootswand, kam seitwärts

zu liegen und glitt schließlich Kopf voran in die Fluten wie ein stilles Stück Holz. Langsam wurde der Körper von Bord gezogen. Ein Schuh löste sich ganz zum Schluss noch, die wippende Spitze prustete fast beim Ein- und Abtauchen unters Wasser. Aber dann wurde auch er, Luftblasen werfend, verschlungen.

Mamadou, der ein Fischer war und das Meer liebte, er stierte erst ungläubig dorthin, wo das gurgelnde, Gischt spritzende und fauchende Wasser den Gefährten unter seiner Oberfläche begraben hatte.

Jetzt ist es gut, jetzt hat er seinen Frieden!, dachte er. Aber was ist mit seinen Leuten zu Hause? Wer wird ihnen jetzt das so dringend benötigte Geld schicken?

In El Ayoun waren vierzehn seiner Landsmänner festgenommen worden. Mamadou war der letzte von ihnen auf der *Espérance*, dem Schiff der Hoffnung, das erstaunlicherweise noch immer nicht unterging. Es hielt sogar wieder den Kurs bei, unterdessen die Männer und Frauen an Deck schwiegen, fast ein wenig enttäuscht dar-

über, dass nun doch noch nicht alles vorbei war, die Gesichter erloschen und wie mit Asche bestreut. Auch schien es so, als sei das Gewässer jetzt, da man langsam in den Einzugsbereich der Küstenströmungen geriet, ruhiger geworden. Bisweilen bockte es noch herrisch auf. Dann schon aber liefen weite Gänge von grün schimmernden Bändern immer weiter auseinander, führten das Boot und seine Insassen auf ruhig fort pulsenden Fluten gegen die rettenden Ufer. Der Himmel stand wie leergefegt da, als kenne er keine Sünden.

Einmal wieder festen Boden unter den Füßen haben!, stöhnte Mamadou, der schon so viele hatten sterben sehen in seinem kurzen Leben.

Noch ehe der Kapitän das Steuer der *Espérance* wieder neu auszurichten vermochte, noch ehe Mamadou in der Lage war, das Geschehene richtig zu verarbeiten, zogen allerdings Frontex-Patrouillen in geschlossener Formation und mit röhrenden Motoren auf, um das kleine Schiff und seine Insassen abzufangen. Wie jagende Schatten

rasten sie auf sie zu, mächtige Bugwellen vor sich herschiebend, das sah man auch aus der Ferne. Sie kamen jetzt von zwei Seiten und mit kaum nachvollziehbarer Geschwindigkeit.

Mamadou, der den Senegalesen lieb gewonnen hatte, wurde schwindlig angesichts der Schnellboote!

Ach, mit solchen Booten, wie viele hätte man nicht retten können! Und nun wollte man ihre ärmliche Barke abfangen und zurückschicken?

Sein trauriges Gesicht sprühte regelrecht vor Empörung, die Haut spannte noch fester um die kantigen Wangenknochen.

„Greift zu den Äxten!“, befahl er mit plötzlich rauer, sich gegen den Wind behauptenden Stimme. Er, der doch nur ein kleiner unbedeutender Fischer war!

Beinah empfand er ein wenig Freude, als er den glatten Stil in den Händen hielt. Es war, als könne er sich auch einmal behaupten im Leben. Oder im Sterben.

Schließlich sichelte er mit der scharfen Schneide tiefe Einschnitte in die Planken – gerade wie seine Kräfte es noch zuließen.

„Wenn wir in Seenot geraten“, erklärte er den Mitreisenden das Vorhaben, „dann müssen sie uns aufnehmen, dann können sie uns nicht zurückweisen!“

Wie verbrüdert waren die Flüchtlinge untereinander. All jene, in denen sich noch ausreichend Kraft befand, die Sache zu verrichten, zogen die langstieligen Äxte aus den Halterungen und schlugen zu, erst zaudernd, denn der Kreislauf war noch schwach und Gewalt lag ihnen fern, dann aber schon kräftiger: Das Holz der Planken barst unter ihren Füßen, und dunkles Wasser strömte sofort, Strudel ziehend, in den Schiffsrumphf.

Der schwarze Teich, in dem sie bald alle wateten, war so furchtbar kalt, dass es ihnen wieder die Herzen zusammenzog. Die Barke begann zu sinken. Wie haltlos trudelte sie gegen jede Richtung. Immer wieder brach sie seitwärts aus.

Aber da waren die Frontex-Patrouillen bereits bei den Ertrinkenden angelangt, zogen die unterkühlten Leiber wie seelenlose Körper aus den eisigen Wassern.

Vom Senegalesen blieb erst ein Gepäckstück zurück, eine seltsam bauchige Tasche, die er gegen alles und jeden zu verteidigen gewusst hatte.

Die Tasche trieb ein wenig auf der Wasseroberfläche, dann warf sie Luftblasen. Etwas wehrte sich in ihrem Innern.

Es war Yossuf, der kleine achtjährige Neffe, den man versteckt hatte, ein fröhliches, aufgewecktes Kerlchen, das nun immer wieder nach dem Onkel rief, denn es wollte sich so gerne befreien, leben.

Der Sack war aber gut zugeschnürt, die klammen Finger vermochten nicht, ihn zu öffnen.

Yossuf trieb immer mehr gegen den Grund.

Ach, er, der einen ganzen Kontinent hatte erobern wollen, er, der die Großmutter immer zum Lachen gebracht hatte, stets so viele Fragen im Kopf und auf den Lippen, warum musste er nun versinken?

Warum fand ihn niemand? Warum
schaute niemand hin?

Yossuf ruht im Schoß des Meeres. Und da-
heim trauern sie jetzt noch mehr.

DAS GOLDENE VLIES

Mona Ullrich

*Es waren einmal viele Freunde,
in Booten aufwärts den breiten,
verführerisch blinkenden Strom.
Ich rede jetzt nicht vom Fischfang.
Es ging um Gewißheit.
Mutter, wo sind wir her?
Dämonen zücken Waffen.
Sie lachen hinter uns her:
aus trüber Tunke gezogen . . .
Der junge Abenteurer umfaßt die Knie
einer dämonisch lächelnden
fernen – Frau. Blutüberströmt kommt
der begehrte Schild.
Der ganze Weg
war umsonst. Achttausend Jahre Warten.
Es schüttelt die Freunde.*

*Dann tat sich die vielbemalte Tür langsam auf.
Das Glas zersprang. Die falschen
Tröstungen entfielen den
matt und weh gewordenen Händen,
die lieben.*

*Vor der Mündung der riesige Stau.
Es war ein Gewinde. Die Reise wird
flutende Illusion, das Geschenk unzähliger
blutiger Mühen, das Opfer der
Furcht.*